

Bassam Tibi

Von Damaskus in die deutsche Ghurba

Migration und Integration, veranschaulicht am Beispiel meines Lebens

Bassam Tibi, Jahrgang 1944, wuchs in Damaskus auf und kam 1962 nach Deutschland, wo er Sozialwissenschaft, Philosophie und Geschichte sowie Islamwissenschaft studierte – unter anderem bei Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sowie Iring Fetscher. Mit 28 Jahren wurde er zum Professor für Internationale Beziehungen in Göttingen berufen. Tibi lehrte und forschte auf fünf Kontinenten, u.a. in den USA an den Universitäten Harvard, Princeton, Cornell, Berkeley und Yale sowie in Dakar, Yaoundé, Khartum, Jakarta, Ankara, St. Gallen sowie Singapur und zuletzt 2016 an der American University of Cairo.

1995 wurde ihm von Roman Herzog das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse für seine Förderung eines besseren Verständnisses des Islam verliehen. 2003 erhielt Bassam Tibi, zusammen mit dem jüdischen Zeithistoriker Michael Wolffsohn, in der Aula der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich den Schweizer Preis der Stiftung für Abendländische Besinnung, in Anerkennung der Leistung beider für europäische Werte. 2016 wurde er in den Senat der von Helmut Schmidt ins Leben gerufenen Deutschen Nationalstiftung gewählt.

2019 wurde Tibi vom Vordenker-Forum, das von den Partnern *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Plansecur und Goethe-Universität Frankfurt getragen wird, in Würdigung für seinen Einsatz um ein offenes und integrationsstarkes Europa als Vordenker des Jahres ausgezeichnet.

- Im Mai 1994 gründete Bassam Tibi mit dem Rabbiner Albert Friedlander in der Westminster-Synagoge in London den jüdisch-islamischen Dialog.
- Von 2007 bis 2010 (mit Unterbrechungen in Yale und Cornell) war Tibi als erster Muslim am Forschungsinstitut des Holocaust Museum in Washington DC als The Resnick Senior Fellow for the Study of Antisemitism CAHS / Center for Advanced Holocaust Studies tätig.
- In den Jahren 2018 und 2019 (Juli/August) hielt Tibi am St. John's College der Oxford University Vorlesungen über den neuen Antisemitismus.
- In der vorliegenden Autobiografie stellt Tibi seine Lebensgeschichte als eine Weltreise zwischen den Kulturen vor. Hierbei wird deutlich, dass Rassismus und Antisemitismus einen Rückfall in die Barbarei bedeuten. Diese Erkenntnis war auch zentrales Element von Tibis Gastrede, die er in Wien beim jährlichen *Gedenktag 2019 gegen Gewalt und Rassismus* vor dem österreichischen Parlament hielt.
- Im September 2020 wurde Tibi von Bundespräsident Van der Bellen mit dem Österreichischen Ehrenkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Tibi veröffentlichte im Zeitraum von 1969 bis 2021 dreiunddreißig Bücher in deutscher und von 1980 bis 2014 zwölf Bücher in englischer Sprache.

Seit 2016 erscheint Tibis Werk in neuen Ausgaben bei *ibidem*.

Bassam Tibi

VON DAMASKUS IN DIE DEUTSCHE GHURBA

Migration und Integration,
veranschaulicht am Beispiel meines Lebens

ibidem
Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN-13: 978-3-8382-1105-3

© *ibidem*-Verlag, Stuttgart 2022

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Printed in the EU

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort von Prof. Dr. Michael Wolffsohn.....	7	
Vorwort als Lektüre-Anleitung zu Buch und Autor	13	
Ein langer Prolog mit den Fragen: Warum schreibe ich diese Autobiografie? In welchem kulturellen Stil? Was sind meine Themen und welche Relevanz haben sie für Deutsche? (Stand 2019).....		23
Einleitender Essay Vorwurfsvoll und fremdbestimmt nannte man mich »schwer integrierbar« (<i>Die Zeit</i> vom 28. September 2006) Warum? Bin ich ein Muster oder ein Einzelfall?		47
Erster Teil (Stand 2019) Die vier Fragenkomplexe, die mein Leben 1962–2019 unter Deutschen mehr als ein halbes Jahrhundert lang als Hintergrund begleitet und bestimmt haben		111
Zweiter Teil Die formativen Jahre meines Lebens: Nach Damaskus (1944–1962) folgen die entscheidenden Frankfurter Lehr- und Wanderjahre 1962–1972		221
Dritter Teil Von Frankfurt nach Göttingen 1973 und die erste Lebenskrise. Ein Fremder wird des »Irrlichterns« im deutschen Wissenschaftsbetrieb bezichtigt und sein arabischer Familienname wird zum »Unwort des Jahres« verfeimt. Der Hintergrund für den Wunsch: nichts wie weg von Deutschland. Warum und wohin?		297
Vierter Teil (Stand 2019) Die globale Suche nach Anerkennung. Die kulturelle Hybridität bei einer Flucht aus Deutschland im Geiste Ibn Battutas: meine Fluchtrouten in die große Welt		377
Anhang: Abschied und Versöhnung (2021)		451

GELEITWORT VON PROF. DR. MICHAEL WOLFFSOHN

Ein »Egomane« sei dieser Bassam Tibi, verbreiten manche markig, giftig auf universitären, politischen und publizistischen Marktplätzen. Auf den ersten Blick scheint es, sie hätten Recht. Ich sage: sie »hätten« Recht, ich sage nicht: sie haben Recht. Man beachte den Konjunktiv. Vorsicht! Welcher Professor, Politiker oder Publizist will, selbst »im Glashaus sitzend, mit Steinen werfen«? »Wer wirft den ersten Stein?« Wer nichts zu sagen hat, spricht nicht und schreibt nicht. Deshalb sprechen und schreiben Professoren viel. Nur Professoren? Keine Sorge, auch Professorinnen.

Offen, öffentlich und damit wissenschaftlich sowie politisch und menschlich redlich benennt Bassam Tibi das seine Erkenntnis leitende Interesse. Daher spricht er einleitend und zwischendurch in seinen Veröffentlichungen und Vorträgen immer wieder über sich selbst. Anders als andere verdeckt er sein erkenntnisleitendes Interesse nicht durch scheinbescheidene Floskeln. Er bekennt. Was ist daran falsch, was verwerflich, was peinlich, was penetrant, zumal »Professor« von *profiteri* = »bekennen« kommt?

Wer forscht, erforscht auch sich selbst, auch wenn er über sein Forschungsgebiet schon mehr als andere weiß. Deshalb forschen Chinesen häufiger über China als Nicht-Chinesen, Juden öfter als Nicht-Juden über Juden, Deutsche über Deutsche, Muslime – wie Bassam Tibi – über die islamische Welt. Verwerflich? Aufdringlich?

Bassam Tibi stellt sich offen möglicher Kritik. Er weicht nicht aus. »Hier bin ich«, ich kann auch anders.

Geprägt wurde Bassam Tibi von der Frankfurter Schule. Wer nicht weiß, vermutet: Horkheimer, Adorno, Habermas, auch Mitscherlich und Iring Fetscher. Gut gedacht, Leser, denn bei ihnen hatte er Sozialwissenschaften und Philosophie studiert. Das veränderte sein Denken und Leben. Nach seinem Studium konnte er wegen seiner Opposition zum syrischen Regime nicht mehr in seine Heimat Damaskus zurückkehren.

Bis Tibi achtzehn war, bis zu seinem Abitur, wuchs Tibi in Damaskus als sunnitischer Muslim und syrischer Araber auf, als Angehöriger – meine Formulierung – des syrischen Adels, der »Banu al-Tibi«. Seinen Orient der Kinder- und Jugendjahre sieht Tibi nun als Erwachsener aus der Per-

spektive des Okzidents. Er kennt beide Welten. Sein Blickfeld, Bewusstsein und schließlich Sein hat sich erweitert und somit geändert. Frei nach Goethe im West-östlichen Divan:

Nicht nur Gottes, sondern auch
Tibis ist der Orient,
Tibis ist der Okzident.

Auch ohne nach göttlichen Goethe'schen Sternen zu greifen: Welcher europäische Wissenschaftler kann von sich behaupten, durch sein Leben, Lernen und Denken in der Welt des Morgen- *und* Abendlandes beheimatet zu sein?

Seine »reformerische Islam-Deutung« kennzeichnet »den Tibi«. Er lehnt den Islam nicht ab, er will ihn reformieren. Er sieht, kennt, denkt – will ändern. Was und wie er ändern möchte, entwickelt er argumentativ, nicht agitatorisch. Und er will den Islam europäisieren, das Partikulare also universalisieren, nicht liquidieren.

Kann diese Offenheit »egomanisch« sein? Nein, sie ist ganz einfach ehrlich. Tibi verdeckt und versteckt nicht, er verklärt nicht, er erklärt, und er erklärt auch sich selbst, damit wir wissen, wer und was uns als Leser erwartet. Danke, Bassam.

Doch, kontern X und Y, er ist ein sich aufblasender Egomane: »Place und name dropping, unerträglich«, stöhnen sie. Tatsächlich: Namen, Namen, Namen; Große, Bekannte, Bedeutende. Orte, Orte, Orte. Bassam Tibi scheint die Gabe der Ubiquität, also der Allgegenwärtigkeit, zu besitzen. An allen Orten und Zentren der Gelehrten und Gelehrsamkeit scheint er gewesen zu sein, gelernt und gelehrt zu haben. Wie die von Goethes Kommentar beglückten (?) Offiziere nach der verlorenen Kanonade von Valmy am 20. September 1792 kann, so scheint es, Bassam Tibi siegreich melden: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.« Achtzehn Gastprofessuren, unzählige Vorlesungen und Vorträge an Top-Universitäten.

Ich höre: »Klappern gehört zum Handwerk«. Ich frage zurück: Wird jeder klappernde Handwerker oder Professor an die besten der besten Universitäten gerufen und geladen? Auf Kollegenneid ist Verlass. Tibi veröffentlicht in drei Sprachen: Deutsch natürlich, Englisch und Arabisch. Wie viele Fachkollegen können Vergleichbares bieten? Wer kann ihn überbieten?

Neid ist alltäglich, nicht menschlich, doch sehr menscheind und hart erarbeitet. Das hat nicht nur Bassam Tibi erfahren müssen.

Kritik an Bassam Tibi ist nicht selten, freilich nicht immer wissenschaftlich bestimmt, sondern durch Vorurteile geprägt. Von »Rassismus« würde ich nur bei seltenen Ausnahmen sprechen, die ganz genau von Fall zu Fall begutachtet werden müssten, um Pauschalfehlurteile zu vermeiden. Bassam Tibi vereint in sich Orient und Okzident, während große Teile seiner westlichen, besonders deutschen Umwelt – ich sage es absichtlich scheinbar tautologisch – okzidental geblieben ist und sich dem Orient nicht wirklich geöffnet hat; weder im Herzen noch im Kopf.

Womit wir vom Mikrokosmos Tibi beim Makrokosmos Deutschland wären, der Integration in Deutschland. Bassam Tibi ist integriert, große Teile seiner deutschen Umwelt haben Außerdeutsches weder in ihr Denken noch gar in ihr Sein integriert.

Bassam Tibi hat es auf den Punkt gebracht: »Im Deutschen unterscheidet man zwischen ‚Sache‘ und ‚Person‘. Die Adjektive hierzu sind ‚sachlich‘ und ‚persönlich‘; beide schließen einander im Deutschen aus. Wenn es um die ‚Sache‘ geht, bleibt kein Raum für den Menschen als eine Person, und das, was als nur ‚persönlich‘ dargestellt, ja in vielen Fällen verleumdet wird, steht im Widerspruch zum ‚Sachlichen‘. Das ist eine deutsche Denkart, die mir in meinem Leben in Deutschland seit 1962 unendliche Male vorgehalten und empfohlen worden ist; doch ich meine, sie muss nicht für alle Menschen gelten. Schließlich gibt es auch die unterschiedlichsten Kulturen, und in unserer Zeit der Zivilisationskonflikte ist die Anerkennung des kulturellen Pluralismus ein Element des Friedens.

Bassam Tibi hält uns den Spiegel vor. An ihm können wir messen, wie vermessen die Selbsteinschätzung auch gerade derjenigen ist, die sich für die Vorhut neudeutscher Aufklärung und Toleranz halten. Könnte es sein – ich frage im Konjunktiv – könnte es ein, dass diese vermeintliche intellektuell-ethische Avantgarde Deutschlands Toleranz und Integration lieber paternalistisch gewährt als partnerschaftlich praktiziert, Toleranz von oben nach unten statt von gleich zu gleich?

Dass ein zweifellos hochkultivierter, der deutschen Sprache wie ein bestgebildeter Deutscher mächtiger, integrationswilliger und ins deutsche Wissenschaftssystem integrierter deutsch-muslimischer Staatsbürger syrischer Herkunft sich nicht wirklich von der Mehrheitsgesellschaft ange-

nommen fühlt, sollte selbstkritisches Nachdenken bei »deutsch Deutschen« ganz allgemein und bei deutsch-deutschen Akademikern im Besonderen auslösen.

»Subjektive Wahrnehmung! Wahrnehmung, nichts als Wahrnehmung«, rufen nun manche, und Hartgesottene brüllen jargonesisch ge- und verbildet: »Perzeption«. Wahrnehmung. Mag sein. Doch diese subjektive Wahrnehmung ist Bassam Tibis Wirklichkeit. Sie war so niederschmetternd, dass er regelrecht die Flucht aus Deutschland ergriff. Nur um seine Beamtenpflichten zu erfüllen, kam er von 1979 bis 2010 für maximal fünf bis sechs Monate pro Jahr an »seine« Göttinger Alma Mater, die ihm nicht nur Kollegen regelrecht zur Hölle machten. Willkommenskultur sieht anders aus. Gilt sie nur denen, die hierher kommen und »etwas wollen« – und nicht für solche Neudeutschen wie Bassam Tibi, die Deutschland und den Deutschen »viel geben« möchten, nicht zuletzt, im übertragenen Sinne, sich selbst? Gerade diejenigen Deutschen, Akademiker oder nicht, die sich selbst zu Weltbürgern mit offenem Herzen und Verstand stilisieren, sollten in diesem Buch besonders auf Tibis »Integrations«erfahrungen achten. Vielleicht, hoffentlich, bewirkt Tibi damit bei jenen Lesern mehr Selbstkritik als Selbststilisierung?

Bassam Tibi ist kein Einzelfall, er personifiziert ein Paradigma. Das Paradigma des mustergültig akkulturierten und doch nicht assimilierten deutschen Staatsbürgers ausländischer Herkunft. Er ist und kann Deutsch bestens und hat dennoch manche Herkunftseigenheiten ebenso wenig aufgegeben wie sich selbst. Er hat sein erstes, ausländisches Ich um das zweite, inländisch-deutsche erweitert. Er ist durch diese Akkulturation gewachsen, nicht geschrumpft. Er sieht mit vier Augen, nicht mit zwei; er hört mit vier Ohren und fühlt mit zwei Seelen. »Zwei Herzen wohnen, ach«, in seiner Brust.

»Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.« Faust, Erster Teil. Deutscher als diese deutsche Dichtung ist nichts, ergo ist der akkulturierte, doch nicht assimilierte Inländer ausländischer Herkunft tiefdeutsch und Teil deutscher Hochkultur, Vorbild neudeutscher Leitkultur als Weltkultur.

Tibis Liebe zu Deutschland, seine Integrationsfähigkeit und -willigkeit, seine beispielhafte Akkulturation ohne (!) Selbstaufgabe wurde von vielen Deutschen brüsk und rüde, offen oder verdeckt zurückgewiesen. So jedenfalls sieht er es. Wer Tibis Sicht verwirft, werfe zuerst einen Blick auf sich selbst und frage sich: Ist mein Integrationskonzept wirklich rich-

tig? Alle amtlich, wissenschaftlich, gesellschaftlich und medial hinausposaunten, vermeintlich axiomatischen Voraussetzungen gelungener Integration erfüllt Bassam Tibi, nicht zuletzt das perfekte Beherrschen der deutschen Sprache. Trotzdem (oder gerade deshalb?) wird er zurückgewiesen. Ihm und seinesgleichen kann und muss man eben nicht paternalistisch, von oben herab, sondern auf Augenhöhe begegnen. Und hier hört die Gemütlichkeit der Willkommenskultur auf.

Unter muslimisch-deutschen Vorzeichen ähnelt Tibis Schicksal dem der deutschen und europäischen Juden vor dem sechsmillionenfachen Judenmorden. Doch nicht allein deshalb zählt er zu den seltenen echten Judenfreunden der muslimischen Welt.

Das Schicksal der damaligen Juden erwartet Tibi gottlob nicht, aber seine Bilanz ist erschreckend genug. Man kann Menschen psychisch vernichten (schlimm) oder physisch (schlimmer) oder sowohl physisch als auch psychisch (am schlimmsten). Schlimm ist schlimm genug. Es ist zu hoffen, dass Bassam Tibis Autobiografie selbstverliebte Deutsche aufrüttelt und Selbstkritik auslöst. Wahrscheinlich ist das nicht. Sie werden sich wohl eher weiter darum bemühen, die Welt an ihrem neudeutsch hypermoralischen Wesen genesen zu lassen. Die anderen Leser werden an Tibis Wesen dankbar erkennen, dass natürlich auch Muslime einsatzfreudige Demokraten sowie tolerante, vorurteilsfreie, deutsche Weltbürger sein oder werden können.

München, im Sommer 2019

Michael Wolffsohn

VORWORT ALS LEKTÜRE-ANLEITUNG ZU BUCH UND AUTOR

Mit diesem Buch lege ich meine Lebensgeschichte als Syrer in der deutschen Fremde (arabisch *ghurba*) vor. Ich begann im November 2013 daran zu arbeiten und schloss es 2020 unter den bedrohlichen Bedingungen des tödlichen Corona-Virus ab. Als Wissenschaftler und auch als Betroffener kenne ich zwei Arten von Viren: biologisch und figurativ. Ich habe Angst vor beiden. Ein Virus wie Corona tötet physisch, aber ein figuratives Virus, das den Ruf einer öffentlichen Person, wie mir, beschädigt, tötet durch Rufmord. An meinem Lebensabend in Deutschland bin ich ein Opfer dieses Rufmordes. Ich habe mich nach langer Überlegung dazu entschieden, diese Geschichte mit einem SOS-Notruf an europäisch und weltoffen denkende Deutsche zu verbinden.

Das zentrale Thema meiner Lebensgeschichte als Flüchtling und als Migrant aus Syrien ist – so wie im Buchtitel angeführt – »die Fremde« und in diesem Zusammenhang »Integration« im US-amerikanischen Verständnis von *sense of belonging* als Zugehörigkeit. Gegen Rassisten versichere ich, dass ich – obwohl Orientale – die sachlich-wissenschaftliche Arbeitsweise beherrsche und dies in einem mehrsprachigen Werk unter Beweis gestellt habe. Aber im vorliegenden Buch will ich erzählen, keine Bücher (wenn auch mit wenigen Ausnahmen) zitieren, sondern Songs anführen, die meine Belange in dieser Lebensgeschichte illustrieren. Weil meine Lebensgeschichte in Deutschland eine solche der gescheiterten Integration – durch fehlende Identität und Anerkennung – in die deutsche Gesellschaft ist, lässt sie sich am Besten – mit einem *sad song* vergleichbar – mit dem Beatles-Song *Hey Jude* mit den Worten »take a sad song and make it better« darstellen. Genau das will ich tun. Ich lasse mir nicht vorwerfen, wie es eine unsympathische »deutsche« (im Sinne Adornos) *Welt*-Journalistin tat, ich würde lamentieren, nein dies tue ich nicht. Mein Ziel ist dies: An meiner Lebensgeschichte in Deutschland will ich erzählerisch die Tatsache erörtern, warum es der deutschen Aufnahmegesellschaft misslingt uns Fremde als *citoyens* eines demokratischen, nicht-ethnischen Gemeinwesens zu integrieren. Ich erzähle meine traurige Geschichte mit der Intention *to make it better*.

Dies setzt aber Empathie – wie die von Michael Wolffsohn in seinem Geleitwort – voraus. Im zitierten Song ermutigen uns die Beatles in ihrem

statistisch erfolgreichsten Song (als Single 7,5 Millionen Mal verkauft), *to let it into your heart*, das ist auch in Bezug auf meine Geschichte wichtig. Denn nur erst dann *you can start to make it better*.

Weil ich aus Erfahrung weiß, dass es Leute gibt, die lesen, nicht um den Autor und seine Botschaft zu verstehen, sondern um ihn zu diffamieren und deshalb nur Versatzstücke aus dem Text herauszusuchen, muss ich mich schützen. Ich möchte nicht vom Kreise der gesinnungschristlichen Moralisten, der Linksgrünen, der Islamisten und der orthodoxen Muslime aus der »Mufti-Welt« (so Ernst Bloch) gelesen werden. Noch resoluter möchte ich Abstand von den Rechten nehmen, die meine Aussagen instrumentalisiert fälschen. Ich hoffe auf Leser mit Empathie und Offenheit, die auch widersprechen dürfen, ohne die Intention aufzugeben, mich zu verstehen; ihnen singe ich aus dem Beatles-Song *We can work it out* folgenden Satz: »life is very short, and there is no time for fussing and fighting«. In meinem Alter habe ich keine Lust auf »streiten« im deutschen Sinne von Zanken. Es gibt keine Zeit zu verlieren, wenn es um die Integration von Fremden, wie mir, in Deutschland geht. Darum wird es in der vorliegenden Autobiografie gehen.

Bei der Anführung des *sad song* von den Beatles schrieb ich, dass meine gescheiterte Integration, die kein Einzelfall ist, eine traurige Geschichte ist, aber diese Aussage gilt nicht für mein Leben in Deutschland und erst recht nicht für mein gesamtes Leben. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass ich ein sehr erfülltes Leben hatte, das ich über Deutschland hinaus auf fünf Kontinenten verbrachte. Dieses Buch berichtet hierüber und ich will es im Folgenden nicht nur vorstellen. Ich möchte als Anleitung auch Empfehlungen unterbreiten wie die Lektüre gestaltet werden kann.

Bücher zu schreiben ist eine Leidenschaft, die mich seit meiner Jugend begleitet. Ich war immer politisch interessiert und bin vielleicht deshalb Politikwissenschaftler geworden. Im Jahre 1960 verfolgte ich als 16jähriger Schüler als Anhänger von Patrice Lumumba die Kongo-Krise und schrieb das Manuskript eines leider verschollenen, arabisch-sprachigen Buches hierüber. Zwei Jahre danach kam ich zum Studium nach Deutschland und 9 Jahre nach meinem Kongo-Buch veröffentlichte ich das deutsche Buch *Die arabische Linke*. Ich kann ohne Bücher nicht leben, aber diese Autobiografie wird mein letztes Original-Buch sein, denn hiernach werde ich nur Neuauflagen meines vergriffenen Werkes veröffentlichen. Meine Denk- und Schreibsprachen, in der Reihenfolge des Erlernens, sind

Arabisch, Französisch, Englisch und Deutsch. Ich war 1995 und 1998 lehrender Professor an der Bilkent University in Ankara, das reichte aber nicht, um die türkische Sprache zu lernen. Auf Deutsch veröffentlichte ich zwischen 1969 und 2019 original 31 Bücher und zwölf Bücher auf Englisch in den USA.

Jene, die nicht nur Bücher lesen, sondern auch wissen, wie diese entstehen, verrät alleine der Arbeitszeitraum durch einen erfahrenen Autor an dieser Autobiografie, von 2013 bis 2020, wie schwierig es war diese zu schreiben – und noch mehr – zu einem Abschluss zu bringen. Bis auf meine Ideengeschichte des Islam *Der wahre Imam* (1996), an der ich zehn Jahre arbeitete, benötigte ich für all meine anderen Bücher maximal zwei Jahre. Diese Autobiografie ist nicht über mein gesamtes Leben, sondern, wie der Buchtitel es verrät, nur über ein Leben in der Fremde / *ghurba*. Ich musste stets neu formulieren, ergänzen, differenzieren, revidieren etc., so dass sogar mein wohlwollender Verleger die Geduld beinahe verlor und zeitweise das ganze Projekt in Frage stellte. Aber es gelang.

Beim Schreiben dieser Zeilen blicke ich als ein 76jähriger Migrant auf ein sehr reiches und erfülltes Leben zurück. An meinem Lebensabend erkenne ich, dass ich ein kulturell vielfältiges, emotional sowie intellektuell, also auch erotisch und wissenschaftlich, sehr erlebnisreiches Leben hatte, das wert ist in einer Autobiografie festgehalten und erzählt zu werden. Oben steht wieviel ich mehrsprachig zu Papier brachte (neben hunderten von Fachabhandlungen, Essays und Artikeln), aber im Alter neige ich dazu Songs zu singen, statt Bücher zu zitieren.

Mein Leben ist nicht nur deshalb erfüllt, weil ich »traveled each and every highway« – so Frank Sinatra – sondern auch »but more, much more than this / I did it my way«. Ich kenne nicht nur fünf Kontinente dieser Welt und die Vielfalt ihrer Kulturen, sondern auch die kulturelle und persönliche Standhaftigkeit eines Menschen in meiner Person, der sagt und schreibt was er denkt: »to say all the things he truly feels / And not the words of one who kneels / The record shows, I took the blows / but I did it my way«. Ich gehe lieber ins Gefängnis oder ins Exil als mich zu beugen, sei es gegenüber der faschistischen Diktatur der schiitisch-alawitischen, orientalischen Despotie in meiner Heimat Syrien oder gegenüber dem totalitären Zeitgeist von Linken und Gesinnungschristen in der deutschen *ghurba* / Fremde. *I do it my way*: so schreibe ich in dieser Lebensgeschichte, was ich denke und nicht was andere von mir erwarten. Hierfür zahle ich jeden Preis.

Erzählenswert in meiner Lebensgeschichte ist nicht nur die kulturelle Vielfalt meiner Erlebnisse, sondern auch und vor allem die Beobachtung des Pendelns der Deutschen, unter denen ich als Fremder lebe, zwischen den Extremen des Pro vs. Contra, sei dies in der Islamfeindlichkeit der AfD konfrontiert mit der Islamophilie der Linken und Gesinnungschristen, sei es generell in dem Extrem der Anfeindung der Fremden versus deutsche Flüchtlingsromantik. Dies beobachtet zu haben, ist ein Problem in meiner Lebensgeschichte unter Deutschen. Nochmals: Ich spreche hierüber frei, *my way* und verschweige meine Verachtung für die Vertreter beider deutscher Extreme nicht.

Mein Glück, nach einem vorwiegend erfüllten Leben, wird heute gestört. An meinem Lebensabend werde ich durch die Drohung von tödlichen Viren belastet. Es sind, wie gesagt, zwei Arten von Viren, das eine ist biologisch, Corona, das andere ist figurativ, der Rufmord, den Gesinnungschristen und Linke an mir durch Schubladisierung im rechten Spektrum verüben, mit dem ich als Aufklärer, Gesellschaftskritiker und liberaler Muslim nie in meinem Leben zu tun hatte. Die angesprochenen Gesinnungschristen und Pfarrhaus-Grüne treiben mich in meine islamischen Wurzeln. Mit großem Stolz blicke ich auf mein Leben auf fünf Kontinenten im Geiste Ibn Battutas (1304–1378) zurück. Anders als die monokulturellen Menschen der Provinz war Ibn Battuta ein islamischer Kosmopolit und ein Vorbild für mich.

Nun will ich zu der angekündigten Anleitung für die Lektüre übergehen. Diese betrifft: 1) den Charakter dieser Autobiografie sowie ihren Anspruch, ein Muster zu bieten, 2) ihren Kontext, 3) ihre Umwelt und Entstehung, 4) ihren Autor und schließlich 5) Schwerpunkte ihrer Kapitel. Das Buch ist kein Sachbuch, sondern ein literarisches Dokument, in dem die Person der Lebensgeschichte im Mittelpunkt steht, auch wenn dabei Sachprobleme angesprochen und erläutert werden, daher der Themenschwerpunkt »Autor«.

Charakter und Anspruch: Der erste Teil der Anleitung besteht aus der Bitte, diese Lebensgeschichte als eine Erzählung über ein Leben in der Fremde, d.h. in der Diaspora, zu lesen, die zwar individuell ist, dennoch dies beansprucht: Mein Leben in Deutschland ist *kein Einzelfall*, sondern ein Muster, das eine allgemeine Aussagefähigkeit beansprucht. Meine Probleme mit Deutschland sind zugegebenermaßen persönlicher Natur, aber sie sind zugleich musterhafte Probleme einer Aufnahmegesellschaft,

die – vorsichtig ausgedrückt – außer Gesinnungsethik keine Erfahrungen mit dem Umgang mit den Fremden, als den kulturell Anderen hat.

Der Kontext: Dieser ist mein Leben als Damaszener Muslim in einer Gesellschaft, die – so Mary Fulbrook in ihrem Buch *German National Identity* (1989) – eine »ethnic community or Volksgemeinschaft« ist und eine »immer wieder gestörte Konsolidierung [ihrer] nationalstaatlichen Existenz« – so H. Plessner in *Diessseits der Utopie* (1966) – als Problem hat. Einer der faszinierendsten deutschen philosophischen Begriffe, die ich gelernt habe ist: »Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigen«. In meinem Beitrag mit der Übersetzung dieses Begriffes mit *The Simultaneity of the Unsimultaneity* zu dem Harvard-MIT-Projekt *Tribes and State Formation in the Middle East* (erschienen als Buch bei Berkeley, University of California Press 1990) habe ich diesen Begriff für die Deutung der Gleichzeitigkeit von »Stamm / Nation« als Ungleichzeitigkeit verwendet. Ich möchte diesen Begriff für die Gleichzeitigkeit von ethnischer Gemeinschaft und den 6 Millionen asiatischen Muslimen, zu denen ich gehöre, als nicht-integrierte Bevölkerung Deutschlands verwenden. Ich weiß, bei der Angabe dieses Kontextes betrete ich ein vermintes Gelände. Aber das ist mein Leben in Deutschland und ich weigere mich so zu handeln, wie manche Deutsche es tun: »Augen zu und durch«. Nein, dies tue ich nicht *oh no, not me, I do it my way*.

Der oben angegebene gesellschaftliche, historisch bedingte Zustand einer Aufnahmegesellschaft von Millionen von Muslimen und anderer Fremden, die mit ihrer Identität im Unklaren ist, bildet den Kontext meiner Lebensgeschichte.

Der libanesische Migrant Ralph Ghadban beschreibt in seinem alarmierenden Buch *Arabische Clans. Die unterschätzte Gefahr* (2018) die Entstehung krimineller Parallelgesellschaften und behauptet, dass diese Muslime sich *nicht* integrieren wollen. Im Gegensatz dazu gehöre ich zu den liberalen Muslimen, die sich integrieren wollen, um »deutsch« im Sinne von *citoyen* zu werden. Aber eine ethnische Volksgemeinschaft kann diesen *sense of belonging* als Zugehörigkeit nicht bieten. Wer nicht über diesen Kontext als Rahmen für eine Politik der Integration sprechen will, soll lieber schweigen, statt dumm zu moralisieren und laut zu klappern.

Die Umwelt der Entstehung dieser Autobiografie ist eine von tödlichen Viren dominierte deutsche Welt, die mich und meine Seele erdrückt. Ich

weiß, das Corona-Virus ist global, es kommt aber aus China und geht vermutlich auf die exotische Esskultur der Chinesen zurück, die allerhand Wildtiere verspeisen. Überall in der Welt darf man hierüber reden und die *Financial Times* sowie das *Wall Street Journal* veröffentlichen Artikel hierüber, die zur Ausweisung ihrer Korrespondenten in China führten, aber in Deutschland wird dies als Rassismus und Suche nach Schuld bei den Anderen verfeimt. Ich sah die SPD-Umweltministerin im Fernsehen, die behauptete, das Virus sei eine Folge des westlichen Klimaverhaltens. Und schon sind wir beim dritten Thema meiner Autobiografie, bei dem deutschen Zeitgeist und seiner Vorherrschaft in einer Umwelt, in der ich auch lebe.

Deutschland gab mir einen privilegierten Status des Professors, der seine Forschungen, bei Beibehaltung der Bezüge, überall auf der Welt betreiben konnte.

Im vierten Teil dieser Autobiografie beschreibe ich meine Flucht aus Deutschland und mein Leben ab 1982 in Harvard und danach im Pendeln zwischen Yale und Cornell sowie dem Holocaust-Museum in Washington D.C. Ende 2010 kam ich aus Zuneigung zurück nach Deutschland, stand aber überall vor verschlossenen Türen, weil ich als »Islam-Kritiker« eingestuft und als »Rechter« schubladiert wurde. Gegen Fake News kann man in Deutschland nichts machen. Im Jahr 2012 geriet ich in eine heftige Krise, die mich, im Kampf gegen tödliche, biologische und figurative Viren, dazu bewegte diese Autobiografie zu schreiben. Meine Selbstbestimmung ist »Denker« und »Schriftsteller«. So bin ich eine öffentliche Person, deren Existenz von ihrem Ruf abhängt. Damit ist eine »*susceptibility* / Anfälligkeit« verbunden, durch Rufmord hingerichtet zu werden. Genau das ist mir in Deutschland widerfahren. Dies ist auch eine Erklärung für die verschlossenen Türen, vor denen ich nach der Rückkehr Ende 2010 aus den USA stand. Auf diese Weise weiß ich, dass es in Deutschland auch figurativ tödliche Viren gibt, lange vor dem tödlichen Corona-Virus. Was ist daran spezifisch? Ich, oder meine Umwelt? Meinte Antwort ist: beide.

Seit meiner Kindheit in Damaskus bin ich ein Rebell. Beim Studium der »kritischen Theorie« bei Theodor W. Adorno fand ich in seinem Begriff »unbequeme Gedanken« Heimat für mein Denken. Das ist das Spezifische an mir. Was ist spezifisch an meiner Umwelt? Ich lebe in einer Gesellschaft, welche ein solches Denken als »Abweichung« ächtet und sie »gereizt zu ahnden« pflügt. In dieser Umwelt, die Adorno in seinem Essay

Auf die Frage: Was ist deutsch? beschreibt, habe ich diese Autobiografie geschrieben, als »unbequemer Denker«.

Nun zum Autor. Gewöhnlicherweise erwarten Leser, dass eine Autobiografie das gesamte Leben eines Autors umfasst. In diesem Fall verfare ich anders. Dieses Buch behandelt nicht die Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend. Stattdessen beginne ich mit dem 26. Oktober 1962 als ich Damaskus verließ und über Paris nach Frankfurt flog. Warum? Weil diese Autobiografie von einem Leben in der Immigration, d.h. in *der Fremde* als Muster berichtet. Ich stelle mich jedoch im Prolog vor.

Die anstehenden vier Themen bzw. Schwerpunkte bilden das Skelett des Prologs und somit ist der Übergang zum Inhalt dieser Autobiografie hergestellt. Wer mehr über mich und über mein Verhältnis zu Deutschland erfahren will, möge gleich mit der Lektüre des folgenden Prologs beginnen.

Ich bin ein kulturell hybrid, d.h. gemischt, in drei Zivilisationen aufgewachsener Mensch: arabo-islamisch in Damaskus, europäisch in Frankfurt und US-amerikanisch in Harvard, Princeton, Yale und Cornell. Im Prolog berichte ich über meinen Stil, der nicht nur erzählerisch ist, sondern es auch verweigert, sich dem »Gendergesang« anzuschließen. Hierfür liefere ich später eine Begründung.

Ich kam 1962 als Student nach Deutschland, mit der Absicht der Rückkehr in die Heimat, wurde 1970 / 1977 zum ersten syrischen Flüchtling, suchte in Deutschland eine Ersatzheimat und scheiterte als ein Bürger im Sinne von *citoyen* in die Aufnahmegesellschaft eingegliedert zu werden. 1976 bekam ich den deutschen Pass und bekam hierdurch den juristischen Status »Statusbürger«. Ich wollte weit mehr: Integration.

Angesichts des Scheiterns einer Integration im Sinne von Zugehörigkeit, wanderte ich 2006 wirklich aus Deutschland aus. Diese Geschichte steht im vierten Teil und ich möchte sie hier nicht vorwegnehmen, weil dies hier die Anleitungen zur Lektüre ist. Auf den erläuterten Prolog folgt der einleitende Essay, der eine resolute Auseinandersetzung mit der Wochenzeitung *Die Zeit* enthält. Diese sogenannte »liberale« Zeitung beleidigte mich 2006 vor meiner Auswanderung in die USA im Artikel *Schwer integrierbar*. Dagegen argumentiere ich im einleitenden Essay, dass mein Leben als Fremder und ein Migrant in Deutschland ein Fall im englischen Sinne von *case* ist. Beide Texte, Prolog und Essay, empfehle ich im Stück zu lesen. Alles was danach folgt, könnten meine Leser wahlweise mit Hilfe der folgenden Anleitung lesen.

Als Bibliophil, der mit Hilfe der Mutter ab dem dritten Lebensjahr das Lesen anhand des Koran-Textes erlernte, habe ich seitdem tausende und abertausende von Büchern auf Arabisch, Französisch, Englisch und Deutsch gelesen und kenne diese Weisheit: es gibt nur wenige Bücher, die man »von Cover zu Cover« liest. Daher können die folgenden fünfzehn Kapitel unabhängig voneinander gelesen werden und ich möchte bei der Auswahl helfen. Ich beginne erst cursorisch mit den vier Teilen, dann gehe ich über zu einzelnen Kapiteln.

Die Schwerpunkte des Buches und seiner Kapitel: Wenn es zutrifft, dass meine Lebensgeschichte – obwohl individuell – exemplarisch ist, dann ist der erste Teil – aus vier Kapiteln und aus vier Sachproblemen bestehend – der richtige Beginn. Denn mit diesen Problemen werde ich seit dem ersten Tag meines Lebens in Deutschland konfrontiert. Im zweiten Teil gehe ich dazu über, meine Person anhand der ersten zehn Jahre in Deutschland zu erläutern. Es war buchstäblich ein Wunder, dass ein Damaszener Junge, der mit 18 Jahren, ohne Deutsch-Kenntnisse nach Deutschland kam und dann nur zehn Jahre danach mit 28 Jahren einen Ruf auf eine Professur an der angesehensten Universität Norddeutschlands bekommt. Auf diese Erfolgsstory folgen jedoch zehn Horrorjahre, auch von einem verzweifelten Selbstmordversuch begleitet und dann der Wunsch »nichts wie weg von Deutschland«. Diese Horrorjahre sind Gegenstand vom dritten Teil.

Im vierten Teil erläutere ich eine Flucht aus Deutschland in zwei Richtungen: in die Welt des Islam (Kairo, Tunis, Dakar / Senegal) und in die Elite-Universitäten der USA (Harvard, Princeton, Yale und Cornell). Dann geschah mit der Golfkrise 1990 ein persönliches Wunder, durch das ich nach Deutschland, nicht wie in den USA als Star-Professor, sondern als medialer Opinion Leader des ZDF und der FAZ zurückkam. Diesen Prozess und dessen tragikomisches Ende durch Ausgrenzung zeichne ich nach.

Welche der 15 Kapitel empfehle ich besonders? Der erste Teil sollte eigentlich im Stück gelesen werden, weil er Sachprobleme anspricht und anders als die Kapitel der anderen Teile keine Erzählung ist. Aus dem zweiten Teil steht meinem Herzen und meinem Geist Kapitel 6 über *Frankfurt je t'aime* am nächsten. Die Frankfurter Jahre als Schüler von Adorno, Fetscher und Horkheimer sowie als Vordenker der damaligen Linken über »Dritte Welt« stehen dort im Mittelpunkt. Es waren die besten

Jahre meines Lebens in Deutschland. Im diametralen Gegensatz dazu stehen die darauffolgenden Jahre in Göttingen.

Wer starke Nerven und Empathie hat, möge Kapitel 12 im dritten Teil lesen, um zu erfahren, wie brutal der deutsche Wissenschaftsbetrieb sein kann. Danach wird es im vierten Teil fröhlich, jedoch außerhalb Deutschlands in Kairo und in Harvard. Diese Geschichten stehen in den Kapiteln 14 und 15. Ich kenne nicht nur den deutschen Wissenschaftsbetrieb, sondern auch die Medien von innen. Ich möchte in einem SOS-Notruf gemeinsam mit dem großen deutschen Historiker Heinrich A. Winkler aufrufen: »Es gilt den Anfängen zu wehren und es sind längst nicht nur Anfänge, mit denen wir heute zu tun haben.« (FAZ vom 11. November 2019). In den USA sagt man in diesem Kontext *I couldn't agree more*.

Nun lade ich zur Lektüre ein, möchte aber zum Abschluss dieser Anleitung ein charakterliches Merkmal dieser Autobiografie anführen und eine Begründung hierfür angeben: Ich kam 1962 als ein in einer anderen Zivilisation sozialisierter Mensch, also als Ausländer, nach Deutschland und habe den Wandel in der Zeitgeschichte dieses Landes, der manchmal radikal war, miterlebt. Ich habe hierbei alle Stufen dieser deutschen Geschichte als Zeitgenosse beobachtet und zwar aus drei Perspektiven:

aus der Perspektive eines Ausländers, der die Sprache der Deutschen perfekt beherrscht, Bücher auf Deutsch schreibt, durch das hautnahe, jahrzehntelange Leben unter den Deutschen sie und ihre Denkweise kennt, in ihre Seele hineinschauen kann und auch fähig ist, ihre Gefühle nachzuvollziehen und so weiter!

aus der Perspektive eines Beobachters, der die Deutschen nicht nur aus dem Leben unter ihnen kennt, sondern sie auch aus anderen Blickwinkeln beobachtet: aus den USA, aus dem Nahen Osten, aus Afrika und Südostasien sowie aus anderen europäischen Ländern. So habe ich die deutsche Wiedervereinigung auch aus den USA, aus Harvard und aus Washington miterlebt, natürlich auch aus Deutschland selbst. Hierbei habe ich erfahren, was die Welt über die Deutschen denkt.

aus der Perspektive des Studenten und des akademischen Lehrers. So kenne ich die 68er Generation der Revolte sowie – als Professor zwischen 1973 und 2009 an einer deutschen Universität – weitere vier Generationen. Der Wandel der Generationen in Deutschland ist weit radikaler als Anderswo.

Mit diesem Hintergrund und unter Heranziehung der vier Problembereiche des ersten Teils dieser Autobiografie beanspruche ich – absolut ohne Hybris – eine Person der deutschen Zeitgeschichte zu sein. Ich habe in meiner Lebensgeschichte die Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten erlebt und verarbeite dies in dieser Autobiografie. Ich gewähre aufschlussreiche Einblicke in mein Leben und meine Persönlichkeit im Wandel meiner Person in einer sich entwickelnden deutschen Gesellschaft. Somit hat die vorliegende Autobiografie vor allem Bedeutung in Bezug auf Deutschland und die Migration aus der Welt des Islam.

Göttingen,
Bassam Tibi

Kapitel 6

Der besondere Platz von Frankfurt in meinem Denken und meinem Leben:

Frankfurt, je t'aime! Und »Adorno ist mein Held«

Frankfurt ist nur eine Stadt, aber für Deutschland und für mich sowie für mein Leben bedeutet sie weit mehr. In Frankfurt begann für die »verspätete Nation« (Plessner) 1848 die – leider gescheiterte – erste institutionelle Begegnung der Deutschen mit der Demokratie. Für mich ist Frankfurt der Ort, wo die »kulturelle Moderne« zu einem festen Bestandteil meines Lebens als Damaszener Muslim wurde. Eben in dieser Stadt, die den Inhalt dieses Kapitels ausmacht, entstand die vorläufige Endfassung dieses Textes. Im Juni 2019 hielt ich mich – nun 75 Jahre alt – in Frankfurt auf, um an den Vorbereitungen der Einschulung meines Frankfurter Enkelkinds Lucian mitzuwirken. Wie sein Vater, mein Sohn Fabian, wurde Lucian auch in Frankfurt geboren. Seit 1962, meiner Ankunft in Deutschland, halte ich mich so oft, wie es geht, in Frankfurt, meiner deutschen Heimat, auf, aber die Tage des Juni 2019 waren dermaßen emotional überladen, dass sie mir bei dieser erneuten Begegnung mit dieser Stadt den Schlaf raubten. Die Schlussredaktion dieses Kapitels erfolgte in Wien im Februar 2020 und nach der Rückkehr wieder in Frankfurt.

1. Café Laumer, Frankfurter Schulbesuch und das Studium bei Adorno, Fetscher und Horkheimer

Die Erinnerungen beginnen am 26. Oktober 1962, als ich am Frankfurter Flughafen landete, und sie ziehen sich bis zum Juni 2019, als ich mit meiner Frau Ulla im Café Laumer – dem Ort der Laumer-Gespräche zwischen Adorno und Horkheimer – saß und schwärmerisch der Kellnerin von meinen Lehrern erzählte. In Erinnerung an beide bietet Café Laumer ein Adorno-, bzw. Horkheimer-Frühstück im gedruckten Menü an. Bis 1971 kannte ich dieses Café und Kultstätte nur von außen; ich betrat es erst als wissenschaftlicher Assistent der Universität Frankfurt am Main nach meiner Promotion 1971.

Ich kam mit dem in Damaskus erworbenen französischen Bakkalaureat nach Frankfurt, aber hier, wo diese Zeilen entstehen, erwarb ich am unweit

von Café Laumer – ebenfalls an der Bockenheimer Landstraße – gelegenen Studienkolleg das deutsche Abitur. In Frankfurt begegnete ich nicht nur meiner ersten deutschen Liebe – Renate Brückner (gestorben 2008), Mutter unseres Sohnes Fabian (geboren im September 1969) –, sondern auch den vier Menschen, die den Kurs meines Lebens änderten: meinen jüdischen Lehrern Theodor W. Adorno und Max Horkheimer sowie Iring Fetscher, der später mein Doktorvater wurde und zu meiner Festschrift *Zwischen Konfrontation und Dialog* beitrug. Den vierten, besonders wertvollen Menschen, Ernst Bloch, traf ich 1965 nur zufällig bei Suhrkamp in Frankfurt; er half mir die großen islamischen Philosophen Ibn Sina / Avicenna und Ibn Ruschd / Averroës zu entdecken, diese Begegnung änderte ebenfalls mein Leben.

In Frankfurt vollzog ich mein ganzes Studium, hier schrieb ich in deutscher Sprache meine Dissertation und Habilitationsschrift, hier war ich Assistent und Universitätsdozent, und hier veröffentlichte ich 1969, 1971 und 1973 meine ersten Bücher in deutscher Sprache bei der Europäischen Verlagsanstalt / EVA und bei Suhrkamp. Frankfurt gab mir »unendlich« (eine bei Horkheimer erlernte deutsche Vokabel) viel, dermaßen viel, dass ich mit dieser Aufzählung endlos fortfahren könnte, aber ich höre auf mit dieser Frankfurter Gabe: In Frankfurt lernte ich bei Adorno und Horkheimer etwas, welches mich bis zum letzten Tag meines Lebens begleiten wird, unzertrennlich und in »unendlicher« Dankbarkeit. Dieses »etwas« ist sowohl die begriffliche Fähigkeit als auch den dazu nötigen offenen Geist (open-mindedness), alles, aber wirklich alles – einschließlich meiner Person, meines islamischen Glaubens sowie meiner arabischen Kultur –, der kritischen Reflexion zu unterwerfen. In Damaskus lernte ich zu glauben, aber in Frankfurt lernte ich das kritische Denken.

Die von großen jüdischen Geistern in deutscher Sprache gestiftete kritische Theorie steht in historischer Kontinuität zu der allergrößten Leistung der deutschen Kultur, nämlich die der drei Kritiken von Kant. Diese Grundlegung erfolgte in Frankfurt, und deswegen wird die »kritische Theorie« meiner verehrten akademischen Lehrer Adorno und Horkheimer, zu denen der späte Habermas (vgl. den Abschnitt hierzu im einleitenden Essay) nicht mehr gehört, als »Frankfurter Schule« bezeichnet. Das ist mein Deutschland, das Land, das ich in diesem Sinne liebe. Ist Frankfurt repräsentativ für Deutschland? Gilt meine Liebe zu Frankfurt auch für Deutschland? Ich kann die Antwort am besten auf US-Englisch formulieren: I'm not sure.

Im Titel dieses Kapitels ist mit »je t'aime« eine Liebeserklärung – mit allen Emotionen – für Frankfurt enthalten. Diese Liebeserklärung wiederholte ich in meiner Dankesrede am 21. November 2019, vor 400 Gästen im Festsaal der Goethe-Universität zu Frankfurt, anlässlich der Preisverleihungsfeier »Vordenker 2019« – eine Ehre, die mir an meiner *alma mater* zuteil wurde. Dort kündigte ich auch im Beisein meines Verlegers diese *ibidem*-Autobiografie an.

Wenn das, was ich in den Jahren 1962–1973 in Frankfurt in mein Leben, in meinen Geist und in meine Seele aufnahm, »deutsch« wäre, dann hätte die Überschrift anders gelautet. Aber die Lektüre des für mich wichtigen Aufsatzes von Adorno *Auf die Frage: was ist deutsch?* sowie meine hiermit korrespondierenden Erlebnisse im restlichen Deutschland lassen dies leider nicht zu. Warum? Diese Autobiografie soll die Antwort auf diese Frage sein. Mehrfach zitiere ich den großen deutschen Historiker Heinrich A. Winkler (FAZ vom 11. November 2019), der »die altdeutschen Vorbehalte gegenüber der westlichen Demokratie und ihrer politischen Kultur« beklagte. Laut Winkler, kommen diese nicht nur von rechts, sondern auch von links. Das ist nicht mein Deutschland.

Nun ist Deutschland so groß und so vielfältig, dass Pauschalurteile unterlassen werden sollten. Bereits im einleitenden Essay zu dieser Autobiografie distanzierte ich mich jedoch vom deutschen Zeitgeist, der Generalisierung verbietet und alles in »Einzelfälle« verwandelt. Sich vor »Pauschalurteilen« zu hüten kann jedoch niemals bedeuten, ein Generalisierungs-»Verbot« zu verhängen. In diesem Geist kann ich von mehreren Deutschlands sprechen: einerseits vom Deutschland der Aufklärung von Kant, Adorno und Horkheimer und andererseits von dem Deutschland, dessen »Eigentümlichkeiten« (Georg Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft*) zu der Katastrophe von 1933–1945 führten. Wie Adorno und Plessner gehe ich von historischen Kontinuitäten aus und lehne die Fehldeutung, Hitler sei ein »Unfall« gewesen, ab. Adorno schrieb in seinem oben zitierten Aufsatz, Hitler wäre in Paris oder London »dem Lachen verfallen«. Adorno wagte in Frankfurt, dies zu schreiben: Die Menschen in Deutschland seien nicht so »eng gesponnen« in die »Maschen des zivilisatorischen Netzes [...] wie in den westlichen Ländern«. Dies hat mit Aufklärung nichts zu tun, sondern mit Deutschland; wer das Werk von Adorno und Horkheimer *Dialektik der Aufklärung* als »Entlarvung« missdeutet, der kann dieses Buch nie gelesen haben.

Weil das vorliegende Buch eine Autobiografie und kein Werk über deutsche Geschichte ist, unterlasse ich es auf die von Adorno angesprochene historischen Zusammenhänge einzugehen. Es besteht jedoch dieser Zusammenhang: Ich kam 1962 nach Frankfurt mit einer – für mich heute beschämenden – Verehrung von Hitler als einem »Helden« und mit einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem von Nietzsche verkörperten deutschen Übermenschen. In Damaskus wurde ich, wie meine ganze Generation, antisemitisch im Judenhass sozialisiert. Heute ist es nicht besser, und die mehr als eine Million Syrer, die nach 2015 nach Deutschland kamen, tragen diesen Bazillus mit sich. Mit Hilfe meiner Frankfurter Jahre bei Adorno, Horkheimer und Fetscher, dessen Vater die Nazis in Dresden erschossen haben, bin ich von diesem Bazillus kuriert worden. Ich rege mich unendlich über jene Deutsche auf, die meine Vorwarnungen vor diesem zugewanderten Antisemitismus als »Islamophobie« verfemen. Die Ablehnung des Antisemitismus muss für alle seine Formen gelten. Basta!

Vor solchen Deutschen und vor Missgönnern muss ich mich schützen, wenn sie mein Denken diskreditieren. Beim Thema »Tibi in Frankfurt« möchte ich einen Vergleich vornehmen und vorher zum Selbstschutz anmerken: Ich maße es mir nicht an, beim folgenden Vergleich die »Objekte« gleichzusetzen. Es geht ausschließlich darum, die Intensität der Bedeutung Frankfurts hervorzuheben. Ich habe Geschichte studiert, und es könnte sein, dass ich übertreibe, wenn ich die Geburt der Demokratie in Deutschland auf das Jahr 1848 datiere, also Frankfurt als Geburtsort bezeichne. Zum Vergleich: Ich wurde zweimal geboren, physisch von meiner Mutter Nahida in Damaskus 1944, geistig im Jahr 1962 in Frankfurt. Ich wiederhole den Selbstschutz: Der Vergleich dient zur Illustration der Bedeutung Frankfurts für die deutsche Geschichte und für meine Lebensgeschichte trotz aller Hybridität.

Das Jahrzehnt 1962–1973 in Frankfurt ist ein zentraler Abschnitt meiner Lebensgeschichte. Ich verließ Frankfurt 1973 nach der Berufung auf eine planmäßige Professur für »Internationale Beziehungen« an der wichtigsten Universität Norddeutschlands in Göttingen, nicht nur in Freude über den Aufstieg vom Frankfurter Universitätsdozenten zum Göttinger Professor. Ich hatte auch Abschiedstränen in meinen Augen. Der Umzug von Frankfurt nach Göttingen war ein Trauertag, denn in meinem Leben in Deutschland von 1962 bis 2019 gibt es nichts Vergleichbares zu Frankfurt. Die Themen meiner Lebensgeschichte in der *ghurba* / Fremde sind: Heimat, Integration und Anerkennung. Die sich aus ihnen ergebenden

Problemstellungen können sämtlich für meine Frankfurter Zeit als positiv gelöst betrachtet werden. Frankfurt bietet »Heimat«, bis auf Ausnahmen (die Behandlung im Frankfurter Polizeipräsidium 1972, vgl. Kapitel 12) auch »Integration« und 2019 bei der Preisverleihung »Vordenker des Jahres 2019« an der Universität Frankfurt am Main (21. November 2019) die »Anerkennung«, die einen »sense of belonging« ermöglicht. Frankfurt gab mir alles, was meine orientalische Seele ersehnte!

Zwar endete mein Frankfurter Leben 1973, aber Frankfurt hörte nie auf, eine Hebel- bzw. Schaltstelle meines Lebens zu sein. Zwischen 1969 und 1992 erschienen meine Bücher in Frankfurt bei EVA, Fischer und Suhrkamp. Das allererste, was ich nach der Eheschließung mit Ursula Helwig am 19. November 1976 tat, war, sie durch zahlreiche meiner ehemaligen Aufenthaltsorte in Frankfurt zu führen. Auch beim Schreiben dieser Zeilen im Juni 2019 in Frankfurt war Ulla dabei, sowie bei der Preisverleihung am 21. November 2019 im Festsaal der Goethe-Universität, meiner *alma mater*.

Die gebürtige Göttingerin Ulla begleitet mein Leben seit 1976, auch nachdem ich ab 1979 begann mein Leben außerhalb Deutschlands neu zu erfinden: auf einer Flucht in die große Welt als »Journey of my life«. Auch hier spielte Frankfurt die Rolle von Schalt- und Hebelstelle: Alle Reisen in die Welt des Islam (Kapitel 14) bzw. in die USA (Kapitel 15) begannen und endeten in Frankfurt.

2. Auch nach dem Umzug nach Göttingen bleibt Frankfurt Dreh- und Angelpunkt

Nach dem Golfkrieg 1991 war das Verhältnis zwischen dem Islam und dem Westen an einem Tiefpunkt angelangt. Das deutsche Goethe-Institut wollte mit einem Kultur-Dialog einen Beitrag zu Entspannung leisten. Hierfür organisierte es eine Vortrags- und Medienreise durch alle drei Maghreb-Länder, Marokko, Algerien und Tunesien, mit mir und dem arabisch-sprechenden NZZ-Islam-Journalisten Arnold Hottinger. Wie so oft, lehrte ich in Göttingen in Blöcken und hatte dazu auch Sonderurlaube, sodass ein Freiraum von Anfang Februar bis Anfang Mai 1993 entstand. Ende Januar 1993, vor dem Abflug nach Casablanca, hielt ich mich mit Ulla in Frankfurt auf, an dessen Airport die Maghreb-Reise zu 17 Veranstaltungen an sieben dortigen Universitäten begann. Danach, Anfang März 1993, flog ich von Algier nach Frankfurt, um dort Ulla wiederzusehen, ehe

ich nach Moskau flog und von dort mit dem Zug und mit einem Schweizer Team für die Anfertigung einer Dokumentation über den Postkommunismus in Zentralasien durch die Städte Usbekistan und Kasachstan zu reisen. Danach flog ich wieder nach Frankfurt, also zu Ulla, ehe ich nach Boston zu meiner besten Universität der Welt, Harvard (seit 1982 dort angebunden, vgl. Kapitel 15), zurückkehrte. Erst Anfang Mai flog ich nach Frankfurt zurück zu Ulla – auch, um in Göttingen zu lehren. Ähnlich verlief mein Leben von 1979 bis zur endgültigen Rückkehr aus den USA 2010. Manchmal kam Ulla, von ihrer Schule beurlaubt, mit; dann kehrten wir in all den Jahren zusammen aus Boston nach Frankfurt zurück.

Dieses Beispiel von 1993 für Frankfurt als Zwischen-Aufenthaltsort fast aller meiner Weltreisen zwischen 1979 und 2010, auf der Flucht aus Deutschland in einer Art »Journey of my life« (dazu unten Kapitel 14 und 15), galt generell für jene Jahre. Frankfurt war immer eine Art »meeting point« für uns beide, also für Ulla und mich, und doch mehr als das: Frankfurt blieb auch nach dem Umzug nach Göttingen mein Fenster zu Deutschland, mein Verbindungsfaden zu einem Land, zu dem ich – aber nicht zu Frankfurt – bis heute ein sehr gemischtes Verhältnis im amerikanischen Sinne eines *mixed bag* habe. Dies steigerte sich 2010 bis zu einer Entfremdung. Zu diesem *mixed bag* gehört die folgende Anekdote.

Zu den Ländern, in die ich sehr häufig reiste, gehörte die Türkei. In den Jahren 1995 und erneut 1998, also noch vor Erdoğans Islamokratie, lebte und lehrte ich an der Bilkent University in Ankara, einer Elite-Hochschule von Weltrang, als Visting Professor. Aus den oben angegebenen Gründen kam ich fast jedes Wochenende nach Frankfurt. Vergleichbar war das Muster auch 2005, als ich als Forschungsprofessor an der National University of Singapore (NUS), die als das »Harvard of South East Asia« gilt, wirkte. Ich nahm damals – wegen der hohen Kosten der Reise – fast jede Einladung nach Europa (beispielsweise nach Madrid, London oder Zürich) sowie in die USA (nach New York) an – unter der Bedingung eines mehrtägigen »stop-over« in Frankfurt bei der Anreise aus Singapur. Bleiben wir aber in Ankara.

Eine lustige, aber verstörende Anekdote aus jener Zeit ist erzählenswert: Zur Begründung meiner Abwesenheit aus Göttingen während meiner Gastprofessur in Ankara nutzte ich sowohl die Semesterferien als auch einen von der Universitätsverwaltung gewährten Sonderurlaub. Der Göt-

tinger Verwaltungsbeamte, der im Namen des Ministeriums diese Auslandsreise genehmigte, widerrief seine Genehmigung, als er erfuhr, dass ich mich jedes Wochenende in Frankfurt und nicht in Ankara aufhielt, mit einer in Verwaltungsdeutsch formulierten formaljuristischen Begründung: Eine Auslandsdienstreise ende, wenn der Beamte die deutsche Grenze wieder überbetrete. Diesen Verwaltungsbeamten interessierte nicht, dass das Leben eines Menschen nicht aus »Dienst« besteht und er ein Recht auf die freie Gestaltung seiner Freizeit (Wochenende, im In- oder Ausland) hat. Ich musste für diese Binsenweisheit kämpfen. Ich mag deutsche Ordnung und ziehe sie der orientalischen Ordnungslosigkeit vor, aber das deutsche Verständnis von Recht (Formalrecht wirkt wie Schriftgläubigkeit im Islam) geht mir schlicht auf die Nerven. Das ist einer der Gründe dafür, das Leben außerhalb Deutschlands, d.h. »ohne den deutschen Ernst, der vom Pathos des Absoluten herrührt« (Adorno, in: *Auf die Frage: Was ist deutsch?*), als Freiheit zu empfinden. Die hier beanstandete formaljuristische deutsche Rechtsgläubigkeit ist zudem heute mit Hybris kontaminiert. Der deutsche Zeitgeist der Flüchtlingsromantik setzt die eigene linksgrüne Moral über das Recht, sodass »moralische« Handlungen geltendes Recht nicht nur absetzen, sondern sogar ersetzen. Dies gehört auch zum *mixed bag* meines Verhältnisses zu Deutschland.

Kommen wir gleich zurück zu Frankfurt; zuvor noch eine Wiederholung einer bereits angeführten Tatsache, nämlich dass die Harvard University mir bis Ende 2000 das bot, was die Universität Göttingen, an der ich als beamteter Professor bis 2009 lehrte, mir versagte: eine Heimat. 2004 wechselte ich in den USA zur Cornell University, an der ich als A.D. White Professor bis zum Ende meiner akademischen Laufbahn wirkte. Dies wissen meine Leser bereits, warum also die Wiederholung? Eben während ich diese Zeilen in Frankfurt im Juni 2019 schrieb, las ich mit großer Enttäuschung am 14. Juni auf der »Frontpage« der FAZ den Leitartikel *Ein Bekenntnis zu diesem Land*. Der FAZ-Leitartikler sinnierte über das Gesamtthema meiner Autobiografie! Dieser FAZ-Journalist »versteht es nicht«. In den USA sagen Feministinnen über Männer, die Frauen nicht verstehen: »You do not get it, and may never get it«. Und so geht es dem FAZ-Journalisten, exemplarisch in Bezug auf die Gefühle der Migranten: Er stellt grob Forderungen an uns und erwägt an keiner Stelle, was Deutschland dafür tun müsste, um uns ein Gefühl des »belonging«, der Zugehörigkeit, zu geben. Ich »diente« (ich entleihe den Ausdruck von Herbert Wehner) der Universität Göttingen in vollem Einsatz 37 Jahre

meines Lebens, ohne dass sie mir das gab – wie oben angeführt –, was mir Harvard, Princeton, Cornell und Yale in den Jahren 1982 bis 2010 gaben: sense of belonging. Woran liegt es, dass es dem zitierten FAZ-Journalisten (Name unwichtig, wichtig ist, dass hier ein Leitartikel einer wichtigen deutschen Zeitung zitiert wird) nicht gelingt zu verstehen? Er deutet alles juristisch, verwechselt citizen / citizen mit Staatsbürger, der einen deutschen Pass besitzt, und definiert Zugehörigkeit so: »Bekenntnis heißt Bekenntnis zum Staat [...] Staatsangehörigkeit [ist] ein rechtliches Band«.

Es ist hier nicht der Ort, Sprachunterricht in Bürgerkunde zu erteilen, aber *citoyen / citoyenneté*, *citizen / citizenry* sind auf die »polity« als zivilgesellschaftliches Gemeinwesen bezogen, also keine juristischen Begriffe, und sie haben somit eine andere Bedeutung. Dem FAZ-Leitartikel fehlte jeder Sinn für den »sense of belonging« der Migranten. Das ist kein »Einzelfall«. Die Leser mögen sich meine Ausführungen über dieses »Unwort« im einleitenden Essay in Erinnerung rufen.

Ich zitierte kritisch einen Artikel aus der Zeitung Frankfurts, also der Stadt, an deren Universität ich vom Sommersemester 1965 bis zum Wintersemester 1970/1971 zwölf Semester lang studierte. Dort lief ich jeden Tag auf dem Fußweg von der Eppsteiner Straße im Westend zum alten Campus der Universität über die Bockenheimer Landstraße am Studienkolleg vorbei. Diese Schule lag zwischen meiner Mansardenwohnung in der Eppsteiner Straße Nr. 26 und dem alten Campus der Universität an der Bockenheimer Warte. An dieser Schule erwarb ich 1965 die Hochschulreife, aber nie hatte ich seitdem die Gelegenheit, dieses Schulgebäude wieder zu betreten, an das ich viele schöne Erinnerungen als Schüler habe, u.a. las ich dort Goethes *Faust*. Es dauerte 51 Jahre, bis ich dorthin zurückkehrte. Es war ein großartiges Wiedersehen mit der Schule, an der ich mein deutsches Abitur erworben hatte. Ich möchte dies berichten:

Im Dezember 2016, also 51 Jahre nach der Abiturfeier, lud mich der Leiter dieser in *Studienzentrum der Universität Frankfurt* umbenannten Gymnasial-Schule ein, vor den ausländischen Schülern und Studenten sowie Flüchtlingen des *Academic Welcome Program* der Universität Frankfurt meine Lebensgeschichte zu erzählen und besonders über meine Frankfurter Schuljahre zu sprechen. Diese Schüler hätten altersmäßig meine Enkelkinder sein können. Die Wiederkehr war emotional überwältigend. Trotz Philosophiestudium und der Lektüre von Hegel und Kant bin ich zugegebenermaßen ein hoch emotionaler Mensch geblieben – so, wie ich im Orient aufwuchs. Im zunehmenden Alter kehrt dieser orientalische Zug

stärker in meine Persönlichkeit zurück, wie in dieser Autobiografie deutlich zu sehen ist. Selten war ein Tag meines Lebens aber dermaßen emotional positiv überladen wie dieser 8. Dezember 2016, als ich vor den ausländischen Schülern im Klassenraum sprach, wo ich 51 Jahre zuvor Abitur gemacht hatte. Ich umarmte fast jeden einzelnen von ihnen herzlich. In der Tat umarmten mich sogar zwei verschleierte muslimische Schülerinnen, gegen alle islamischen Regeln, nach dem emotionalen Vortrag innig. »C'est Frankfurt!« sprach mein Herz, das ist das schöne Deutschland!

Im Anschluss luden mich die Lehrer des Kollegs in das Café Laumer ein, das sich ebenfalls in der Bockenheimer Landstraße befindet. In eben diesem Café pflegten Adorno und Horkheimer ihre berühmten »Laumer-Gespräche« zu führen. Am nächsten Tag, dem 9. Dezember, führte mich der Leiter des Studienkollegs, Mattheus Wollert, über den neuen Campus der Universität, in dessen Zentrum der Adorno-Platz liegt, umrandet von der Mitscherlich- und der Horkheimer-Straße. Leider befindet sich noch keine Fetscher-Straße darunter. Der *Universitäts-Report*-Fotograf begleitete mich und machte für ein Interview Bilder von mir neben dem Schreibtisch von Adorno (auf dem Adorno-Platz). Ein solches erschien am 3. Februar 2017 unter dem Titel *Adorno war mein Held* im *UniReport* der Universität Frankfurt. Dieses Bild am Adorno-Tisch gelangte ein Jahr danach zu Weltruhm, als die *Neue Zürcher Zeitung* es im Feuilleton vom 22. November 2017 in Großformat veröffentlichte. Nur noch diesen Satz möchte ich sagen: Dieses tolle Frankfurt ist das Schönste an Deutschland, was ich je in meinem Leben kennenlernte und erlebte. Durch Bildung entfaltete sich dort meine Humanität eine Dekade lang von 1962 bis 1972. Nach dem Umzug nach Göttingen ist die Beziehung zu Frankfurt nie abgerissen. In den Jahren der Flucht aus Deutschland 1979–2010 (vgl. den vierten Teil) war der Frankfurter Flughafen der Angelpunkt aller meiner Weltreisen nach Kairo bis Boston und New York, auch bis Tokio und Singapur. Für meine Frau Ulla war das Hotel InterContinental buchstäblich unser zweites Zuhause in Frankfurt. Ich habe alle Weltreisen so gestaltet, dass ein »stop-over« im InterContinental Frankfurt für mehrere Tage eingeplant wurde, ehe ich weiter flog. Meine Frau Ulla war meine Verbindungsperson zur Universität Göttingen und auch zu Deutschland. Ohne sie wäre ich nie nach Deutschland von meiner Welt-Journey zurückgekehrt. Zu Ulla kommen noch mein in Frankfurt geborener Sohn Fabian und mein Enkelkind Lucian – auch ein Frankfurter – hinzu.

Kurz und bündig: Frankfurt ist die einzige deutsche Stadt, die meinem Herzen so nahesteht, beinahe gleich meiner Heimatstadt Damaskus, der ich unentwegt – auch mit Tränen – nachtrauere. Wie gerne hätte ich dort weitergelebt. Eingangs schrieb ich: Der erste deutsche Boden, den ich nach der Ankunft in Deutschland am 26. Oktober 1962 betrat, war Frankfurt am Main. Das Jahrzehnt der 1960er-Jahre, das ich – mit kurzen Unterbrechungen in Mannheim, Ebersberg und München – in Frankfurt verbrachte, war und bleibt der wichtigste und erfreulichste Teil meines Lebens – sowohl in Deutschland als auch generell in der Diaspora.

Ich weinte, als ich im Januar 1973 Frankfurt in Richtung Göttingen zur Vereidigung verließ, um dort damals, noch 28-jährig, als jüngster und erster syrischer Professor Deutschlands vereidigt zu werden. Dies erfolgte nur elf Jahre nach dem Betreten Deutschlands ohne Deutsch-Kenntnisse. Im Sommersemester 1973 hielt ich, nun 29 Jahre alt geworden, meine erste Vorlesung im Göttinger Audimax, und dies in einwandfreier deutscher Sprache. Zehn Jahre davor, im Januar 1963, saß ich noch im Goethe-Institut auf der Schulbank, um diese Sprache zu lernen, die ich heute liebe und in der ich denke. Ich träume auch auf Deutsch, nicht auf Arabisch, meiner Muttersprache.

Ich versuchte gleich 1974, nach Frankfurt zurückzukehren, es gab sogar einen Lehrstuhl für mich und einen wissenschaftlichen Förderer, Ludwig von Friedeburg, der zuvor mein Soziologie-Professor in Frankfurt gewesen war. In jenem Jahr war er hessischer Wissenschaftsminister. Dieser Plan scheiterte an den inneruniversitären Querelen und Intrigen verfeindeter Seilschaften, die den deutschen Wissenschaftsbetrieb seit 1968 auch in Frankfurt kennzeichneten. Diese hatten meine Rückkehr vereitelt. Der schon angeführte und mir wohlgesonnene Ludwig von Friedeburg, hessischer Wissenschaftsminister von 1969–1974, hätte mich 1974 berufen, wenn die Universität mich vorgeschlagen hätte. 1972 beförderte er mich mit 27 Jahren zum Universitätsdozenten, und 1973 verabschiedete er mich beim Abgang nach Göttingen herzlich mit einem persönlichen Brief der Würdigung. Von Friedeburg bekundete seine Bereitschaft, mich auf den Lehrstuhl für Entwicklungspolitik zu berufen. Doch die intrigierenden deutschen, politischen Seilschaften trieben es so übel, dass der Lehrstuhl mit dem Fokus Entwicklungspolitik nicht besetzbar war und als Konsequenz sogar gestrichen werden musste.

Außer den positiven Jahren bei Adorno, Horkheimer und Fetscher erfuhr ich die deutsche Universität nie anders als einen Hort von Neid, Missgunst und Intrigen miteinander verfeindeter Kleingeist-Seilschaften. Die weit überlegene und zivilisiertere akademische Kultur, die ich zwischen 1982 und 2010 in Harvard, Princeton, Cornell und Yale erlebte (vgl. Kapitel 15), gab und gibt es immer noch nicht in Deutschland, und sie wird es wahrscheinlich unter den dominierenden Bedingungen nie geben.

Neben der bereits angeführten Erinnerung vom Dezember 2016 möchte ich eine weitere, zuvor stattgefunden positive Begegnung mit Frankfurt von Anfang März 2016 anführen, als ich in die Mainmetropole zurückkehrte. Die Rückkehr erfolgte auf Einladung des Sigmund-Freud-Instituts der Universität, um am 6. März 2016 auf der Fachtagung »Migration, Flucht, Trauma« das Fachreferat *Täter und Traumatisierte in einer Kultur der Gewalt* zu halten. Auch die hiermit zusammenhängenden Tage vom 5. bis 7. März waren fast so sentimental und zutiefst emotionalisierend wie die oben angeführte Begegnung vom Dezember. Ich erlebte in den vergangenen Jahren selten solche Gefühlswallungen in meiner Brust und im ganzen Körper, quasi bei jedem Schritt, den ich in Frankfurt am Main und auf dem alten Campus seiner Universität um die Merton- und Gräffstraße auf den Spuren meiner Jahre dort (1962–1973) machte. Diese Gefühle verdeutlichen den besonderen Platz dieser wunderbaren Stadt, den sie für mich in meiner Beziehung zu Deutschland als Bestandteil meines Lebens hat.

Immer wenn ich Frankfurt besuche, versuche ich über diese Nostalgie hinwegzukommen und zu erkennen, dass das heutige Frankfurt nicht mehr die Stadt ist, in der 1962–1973 meine gesamte Persönlichkeit als Damaszener Muslim umgekrepelt wurde; dennoch bleibt für meine Seele und für meinen Geist Frankfurt eben Frankfurt. Ich schäme mich nicht, mich im Hinblick hierauf als *laudator temporis acti* zu bekennen.

Die angeführte Fachtagung fand nicht in der Mylius-Straße, dem Sitz des Freud-Instituts, sondern im Hörsaalgebäude des alten Campus in Bockenheim statt. Dort hatte Adorno im Hörsaal VI seine Vorlesungen und großen Seminare gehalten. Zum Abschluss der Fachtagung trug ich mein Referat vor. In jenem Gebäude hielt ich direkt bei Adorno 1966 mein Referat über Émile Durkheims *Les Regles de la méthode sociologique*. Ich suchte diesen Saal ebenso wie das Café Laumer auf, um in alten Erinnerungen zu

schwelgen. Adorno und Horkheimer saßen im kleinen Kreis oft in diesem Café in der Bockenheimer Landstraße, um die schon angesprochenen philosophischen Gespräche zu führen. Wir Studenten hatten nicht das Geld, dort Kaffee und Kuchen zu genießen, und nannten nicht nur mit Neid und Furcht, sondern vor allem mit großen Respekt die Adorno-Horkheimer-Kommunikation in jenem Café »Café-Laumer-Gespräche«. Als ich 1971 zu meiner Überraschung und ohne Bewerbung nach meiner Promotion wissenschaftlicher Assistent am »Seminar für Wissenschaft von der Politik« (so hieß damals das politikwissenschaftliche Institut – noch altmodisch) der Universität Frankfurt wurde, ging ich sofort nach Empfang des ersten Gehaltes zum Café Laumer, um mir einen alten Wunsch zu erfüllen.

Nachdem ich mich nach meiner Promotion 1971 in dieses für uns Studenten unantastbare Café Laumer traute, betrat ich in einem weiteren Schritt zwei Jahre später das Haus des nur wenige Schritte entfernt gelegenen Suhrkamp-Verlags, um die Freixemplare meiner bei diesem damals linken Kult-Verlag erschienenen Habilitationsschrift *Militär und Sozialismus in der Dritten Welt* abzuholen. Suhrkamp war der Verlag meines Lehrers Adorno und meines Idols Ernst Bloch. Sowohl am 6. März als auch Anfang Dezember 2016 suchte ich diese *location* auf; ich lief auch in die unweit gelegene Eppsteiner Straße im Frankfurter Westend, wo ich in einer Mansarde mit meiner damaligen Freundin Renate Brückner wohnte und meine Dissertation *Nationalismus in der Dritten Welt am arabischen Beispiel* in den Jahren 1968–1970 in deutscher Sprache schrieb. In dieser Wohnung wurde auch im September 1969 unser geliebter Sohn Fabian Fuad geboren; er ist ebenso wie sein Sohn – mein Enkelkind Lucian – ein Frankfurter und lebt dort. Parallel zu meiner Dissertation verfasste ich ca. 40 arabischsprachige Aufsätze, die in Beirut, Kairo, Damaskus und Bagdad erschienen sind (vgl. hierzu das Urteil von Sharabi als Motto zum *Erssten Teil*). Meine dort entstandene Dissertation ist heute in der englischen Ausgabe ein internationales Standardwerk. Die dritte erweiterte Edition hiervon ist 1997 in London und New York unter dem Titel *Arab Nationalism – Between Islam and the Nation State* erschienen und wird in den USA als Lehrbuch verwendet. Dagegen ist das deutsche Original in Vergessenheit geraten.

Das Thema meiner Dissertation ist bis heute aktuell; sie findet sogar Anerkennung im zentralasiatischen Kirgisistan, nicht aber in Deutschland. Im September 2017 reiste ich nach Bischkek in Kirgisistan, um dort auf Einladung der Regierung die These dieses Buches vorzutragen.

Die im März und Dezember 2016 erwachten Frankfurter Erinnerungen waren so stark wie die Tränen, die dabei flossen. Als ich Frankfurt am 7. März 2016 nach drei Tagen verließ, wurde mir klar, wie stark ich – trotz allem, was mir von bestimmten Deutschen angetan wurde – an Deutschland als Bezugspunkt hänge, allerdings mit dieser Einschränkung: Es ist das Frankfurter Deutschland von Goethe, Kant, Adorno und Fetscher, das bis zum Ende meiner Tage in meinem Herzen lebt, nicht der Rest Deutschlands.

Zum Vergleich: Ich hänge an Göttingen nur im Verständnis von »Ullas Göttingen« – Ulla ist die Göttingerin, mit der ich seit 1976 in einer ungeborenen Liebesbeziehung verheiratet bin; sie ist das Licht meines Lebens in Göttingen. Sonst hänge ich weder an der Stadt noch an der Universität. Ich kenne beinahe die gesamte Welt und fünf Kontinente, aber Frankfurt ist neben Damaskus und Cambridge / Massachusetts, die Stadt meiner Lehrjahre und eine der drei wichtigsten Stufen meines Lebens. Immer wenn ich in den Jahren zwischen 1979 und 2010 aus dem Ausland nach Deutschland zurückkehrte, sagte ich mir: Ich reise zu Ulla und zum Ulla-Land zurück. So steht diese wertvolle Göttinger Frau gleichwertig wie Damaskus, Frankfurt und Cambridge in meinem Leben und macht Göttingen erträglich. Ulla steht für mich als Vorbild für ein besseres Deutschland. Ullas Eltern gehörten zu den aufrichtigen Deutschen, die 1933–1945 die NS-Herrschaft ablehnten, und deswegen bin ich stolz auf sie.

In Frankfurt las ich nach dem Erlernen der deutschen Sprache in Mannheim und Ebersberg von Anfang an – bis zum Beginn der Arbeit an meiner Dissertation 1968–1970 – nicht nur arabische Quellen, sondern auch Hunderte von philosophischen und sozialwissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer und französischer Sprache im Rahmen des Studiums der europäischen Zivilisation. Auf dieser Grundlage wurde ich gleichermaßen ein Intellektueller wie ein Sozialwissenschaftler, für den das Schreiben eine Leidenschaft ist. Im Ersten Teil dieser Autobiografie benötigte ich viele Seiten, um den allgemeinen Rahmen meines Lebens in der Diaspora

als Kontext zu rekonstruieren. Dies erklärt, warum ich erst hier in Kapitel 6 (statt in Kapitel 1) beginne, meine konkrete Lebensgeschichte zu erzählen. Diese Vorgehensweise ist deutsch, und sie erscheint mir die richtige zu sein, weil die vorangegangenen Ausführungen das erforderliche Vorverständnis für mein Leben als eines syrischen Migranten aus Damaskus bereiten, d.h. eines Fremden unter Deutschen. Nun kann ich auf solider, wenngleich hybrider Grundlage zum zentralen Gegenstand kommen.

3. In Frankfurt begann mein Diaspora-Leben: Kulturelle Hybridität und »welche Identität?«

Meine Diaspora-Geschichte begann am 26. Oktober 1962, als ich in Frankfurt, vom Flughafen Damaskus via Paris kommend, landete. Achtzehn Jahre zuvor, 1944, wurde ich in Damaskus geboren. 1962 war ich ein Achtzehnjähriger, der bis heute ein Leben zwischen den Kulturen führt, daher die *kulturelle Hybridität*. Dies hat mich zwar bereichert, aber letztlich hat es mir auch geschadet. Denn ich lebe und bleibe ohne Anker, also heimatlos. Es mag sein, dass ein globales Leben gewinnbringend ist, aber es verarmt einen zugleich durch *déracinement*; ich ziehe diesen französischen dem deutschen Begriff für »Entwurzelung« vor, weil er so viel stärker als der deutsche den Inhalt artikuliert. Die Sehnsucht nach Geborgenheit, Identität und Wurzeln kann nur lokal, niemals global erfüllt werden. Obwohl mein Leben und meine Arbeit auf die Erforschung des Islam fokussiert waren, arbeitete und lebte ich global auf fast allen Kontinenten, also nicht nur in der Welt des Islam. So lehrte ich – außer in islamischen Ländern – als Gastprofessor beispielsweise in Kamerun, in Singapur und hielt Vorlesungen in Japan, Australien und Südkorea. Seit dem Verlassen meiner Heimat Damaskus fand ich nirgendwo einen Ersatz hierfür, der mir als Heimat Glück und Geborgenheit sowie solide Identität geboten hätte. Damaskus ist heute, 2020, eine Kriegsruine als Resultat der schiitisch-ala-witischen Diktatur und ihrer Konfrontation mit dem sunnitisch-djihadistischen Gegen-Terror; ich werde Damaskus höchstwahrscheinlich nie wiedersehen, weil das Kriegsende unabsehbar ist, wohl aber mein Leben.

In Deutschland gibt es zwar Frieden und Prosperität, aber das Land ist, wie es in der *Cicero*-Kolumne *Deutschland, ein unbestimmter Ort* im Titel heißt, ohne Identität ein politisch-kulturell zerrüttetes Gebilde mit einem zerbröckelnden Gemeinwesen. Das Land kann auf dieser Grundlage den

Millionen Zuwanderern, die es in einer verlogenen »Willkommenskultur« aufnimmt, keine Citoyen-Identität bieten. Seine Wohnbevölkerung besteht, wie *Cicero* die Kanzlerin zitiert, aus »Menschen, die schon länger hier leben«, sowie aus anderen, »die neu hinzugekommen sind«. Das ist eine deutsche, nihilistische und für mich als Syrer kaum nachzuvollziehende Selbstverleugnung, also weder Citoyenneté noch Citizenry, sondern ein Armutszeugnis der »Anomie« (Émile Durkheim).

Deutschland entfernt sich von allen kulturellen Wurzeln der westlichen Zivilisation. Das ist eine Entwestlichung, die im Rahmen von Veröstlichung der politischen Elite und auch der politischen Kultur stattfindet. Es ist eigenartig, wie Aydan Özoğuz, eine Türkin mit deutschem Pass und bis 2018 Integrationsbeauftragte der Merkel-Regierung, unter diesen Bedingungen so weit gehen kann, beleidigend zu sagen, eine deutsche Kultur jenseits der Sprache gebe es überhaupt nicht. Ich glaubte bei der Lektüre dieses Zitates meinen Augen nicht, solche Worte von einem Regierungsmitglied zu lesen, solch reine Impertinenz einer Person, die in Deutschland sogar ein Staatsamt für Integration innehatte. Das ist schlicht unglaublich, was für eine »Integration«!

Meine ohne Kultur und Identität beschriebene Wahlheimat Deutschland ähnelt heute eher einem globalen Flüchtlingslager. Mein Wohnort Göttingen hatte früher die Identität einer Universitäts- und Studentenstadt. Statt Studenten sehe ich heute vorwiegend Armutsflüchtlinge aus aller Welt, die das Stadtbild negativ prägen: Kopftuch-Bauersfrauen, Eritreer, Iraker, Afghanen, halbwüchsige Syrer aus meiner Heimat etc. als importierte *youth bulges* (vgl. dazu *Islamische Zuwanderung und ihre Folgen: Der neue Antisemitismus, Sicherheit und die »neuen Deutschen«*, S. 62–74). Als ich es wagte über diese Beobachtungen in einem Interview in der Zeitung *Die Welt* (4. Juli 2016) im Rahmen von Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit (GG, Artikel 5) zu sprechen, überfiel mich die politische Elite der Stadt und grenzte mich brutal und aggressiv aus. Der linksgrüne, vormals maoistisch-kommunistische Politiker Jürgen Trittin vom kommunistischen Bund (KB) warf mir vor, »rassistische [...] Klischees« zu verbreiten. Meine Antwort erfolgte aus der Schweiz mit dem Artikel *Ich weigere mich zu schweigen* (*Basler Zeitung* [BaZ] vom 5. August 2016). Als Trittin ein Kommunist war und ich als Westasiate noch als Marxist der Frankfurter Schule anhing, exkommunizierte mich damals dieses KB-Mit-

glied aus der Gemeinschaft der Marxisten. In diesem Ungeist exkommunizierte mich Jürgen Trittin im *Göttinger Tageblatt* vom 7. Juli 2016 ein zweites Mal, nun aus der Gemeinschaft des Grundgesetzes.

Ich darf als Syrer im Rahmen des Grundgesetzes diese Meinung äußern: Ich staunte darüber, wie ein in seiner Jugend blonder Norddeutscher mir, dem westasiatischen, gelbhäutigen, muslimischen Araber vorwerfen konnte, »rassistische Klischees« hoffähig zu machen. Im Arabischen sagt man: A'uzu bi Allah / Allah schütze uns! Im Englischen sagt man über solchen Irrsinn: Das ist eine Welt *upside down*. Ich bin selbst Syrer unter Deutschen und wage es offen und unzensiert zu wiederholen, was ich in Göttingen (und anderswo) sehe und in der *Welt* sagte und füge hinzu: Die Stadt büßt ihre Identität als Universitäts-Stadt ein. Deutsche Politiker wollten es mir im *Göttinger Tageblatt* (vom 7. Juli 2016) verbieten, hierüber zu reden. In der *Basler Zeitung* (vom 05. August 2016) schrieb ich schon in der Überschrift laut: *Ich weigere mich zu schweigen*, und gab dies als Antwort. Mit diesem Artikel beginnt auch meine 2018 veröffentlichte BaZ-Artikelsammlung *Basler Unbequeme Gedanken*, die 2019 in einer Neuauflage mit einem Anhang über den »Zerfall der politischen Kultur in Deutschland« erschienen ist.

Die 1960er-Jahre in Deutschland waren andere, bessere Zeiten der linken Hoffnung auf eine bessere Welt. Die Stadt Frankfurt liebe ich als Ort meines Studiums bei Adorno, Horkheimer, Fetscher und den frühen Habermas sowie als Standort der 1968er-Studentenrevolte, der ich heute mit gemischten Gefühlen gegenüberstehe. Meine Frankfurter Lehrer waren großartige Gelehrte von Weltrang; sie prägten mein Leben auf allen Ebenen und waren an der deutschen Universität und auch in meinem Leben einmalig. Meine Trennung von den Idioten der 68er-Revolution erfolgte, als diese meine Lehrer (u.a. Adorno, Carlo Schmid, Habermas) beleidigten. Horkheimer rief zu Recht die Polizei zu seinem Schutz. Und Habermas warnte damals noch vor dem Linksfaschismus. Bei uns im Orient hat der Lehrer als *ustadh* den höchsten Rang der Wertschätzung, ihm gebührt grenzenloser Respekt. Die 68er-Idioten und ihre heutigen Nachfahren kennen diese Kultur des Respekts nicht; schnell entwickelten sich aus diesem Kreis die Sponti-RAF-Terroristen einerseits und die maoistischen K-Gruppen-Totalitaristen andererseits. Karl Marx folgend, sage ich: *Tout que je sais / alles, was ich weiß, ist dies: Ich bin kein solcher Linker.*

Im Englischen nennt man eine Mischung von »gut« und »schlecht« einen *mixed bag*, und ein solcher war mein Leben in Deutschland von Frankfurt bis Göttingen 1962–2019. Zwischen 1962, als ich Damaskus verließ, und dem Jahr 1973, als ich Professor wurde, lebte ich bis auf kurze Unterbrechungen in Frankfurt am Main. In diesen elf Jahren veränderten sich mein Weltbild und der Blickwinkel meines Lebens dermaßen radikal, dass mein islamischer Glaube erschüttert wurde. So wurden die zentralen Inhalte und die zentrale Richtung meiner Persönlichkeit vom islamischen Glauben zu Kants Rationalismus gewandelt. Dennoch bin ich Muslim geblieben. Samuel Huntington fragte mich einmal in Harvard: *Why this?* Eine Antwort auf diese Frage bleibe ich schuldig. Selbst in den Jahren, in denen ich Marxist wurde, bin ich nie Atheist geworden. Ernst Bloch half mir hierbei, eine Bestimmung zu finden. Ich führe ihn auf der zweiten Seite dieses Kapitels an, als eine von vier Personen, die den Kurs meines Lebens änderten. Aus Blochs Buch *Thomas Münzer als Theologe der Revolution* habe ich gelernt, dass Religion so stark werden kann, »dergestalt, daß die Wirtschaftsweise bald genug mit Überbau geladen ist [...] in ihrem Vollzug den wirksamen Eintritt kulturell-religiöser Inhalte bedingt [...]«.« Durch Bloch weiß ich »Spiritualismus gelte als Umgang des ältesten Traumes [...] ernstlichen Willens zum Paradies.« (Suhrkamp Reihe Bibliothek 1972, S. 55f). Dieses Verständnis von Religion in Bezug auf den Islam gilt für mich.

Die erste Voraussetzung für mich, um solche Texte zu lesen, war 1962, die deutsche Sprache zu erlernen (ich konnte bei meiner Ankunft im Oktober 1962 in Frankfurt außer »Ich liebe Dich, Fräulein« kein Wort Deutsch) (vgl. Kapitel 7). Daraufhin folgte in Frankfurt der Prozess, in dem ich mit dem europäischen Geistesleben, vor allem mit der Gedankenwelt der Frankfurter Schule und ihren Quellen im deutschen Idealismus (Hegel u.a.) und der europäischen Aufklärung (vor allem Kant) vertraut wurde. Die Frankfurter Jahre 1963–1973 gehören daher zu den wichtigsten und zu den formativsten meines gesamten Lebens. Ich möchte keine einzige Stunde dieser zehn Jahre missen. Allein für diese Zeit bin ich Deutschland unendlich dankbar, denn sie gehört zu dem positiven Segment des *mixed bag* meines Lebens. Meine Liebe zu Deutschland (nicht zu der Deutschtümelei des ethnisch-exklusiven »deutschen Volkes«) hängt auch mit meinem inneren Verhältnis zur deutschen Sprache zusammen. Es gab eine Zeit, in der die Grünen in einer idiotischen Weise gegen die Forderung rebellierten, Zuwanderer müssen Deutsch lernen. Damals

dachte ich, ich würde mich unter Irren befinden. Hätte ich kein Deutsch gelernt, wäre die einzige Berufsperspektive für mich »Hilfsarbeiter« gewesen. Die Linken trauern um den Verlust des »Proletariats« und hätten aus uns Fremden gerne ein »Ersatzproletariat« gemacht.

Für mich war es ein Glück, in einer mit der Beherrschung der deutschen Sprache verbundenen, weiteren akademischen Sozialisation weiter gereift zu sein. In Frankfurt hatte ich das Glück, bei erstklassigen Lehrern zu studieren, denen ich viel verdanke. Allein aus diesem Grund lohnte sich die Reise nach Deutschland. Im Nachhinein bereue ich es nicht mehr, in Frankfurt und nicht in Harvard studiert zu haben. Heute verteidige ich die Frankfurter Schule gegen einen meiner akademischen Lehrer, Habermas, der heute den Zeitgeist und nicht mehr das kritische Denken vertritt. Hierüber baute ich extra einen umfangreichen Abschnitt im einleitenden Essay ein. Ohne den Respekt zu verlieren, ordne ich heute das Zeitgeist-Denken in die Kategorie ein, die Matthias Heitmann in seinem Buch *Zeitgeisterjagd: Auf Safari durch das Dickicht des modernen politischen Denkens* entwickelte.

4. Mein in Frankfurt begonnenes, deutschsprachiges Werk und das kritische Denken bleiben mein Bezug zu Deutschland

Anders als der heutige alte Habermas bleibe ich dem Impetus der Kritischen Theorie Adornos und Horkheimers loyal und treu. Ich bin kein Verräter. Ohne Vermessenheit möchte ich mein Verhältnis zu Deutschland mit dem vergleichen, was mein Lehrer Adorno, der selbst Opfer der Nationalsozialisten war, in seinem Aufsatz *Auf die Frage: Was ist deutsch?* zu seinem engen Verhältnis zu Deutschland empfand. Was für Adorno bei der Entscheidung, nach seiner Flucht vor Hitler 1933 dann, im Jahre 1950, doch wieder zurückzukehren, entscheidend war, ist dies: »[D]as ist die Sprache«. Dies schrieb er im oben zitierten Text über seine innere Beziehung zur deutschen Sprache; diese emotionale Verbundenheit teile ich vollständig. Meine 31 Büchern in deutscher Sprache, die ich zwischen 1969 und 2019, also in einem Zeitraum von fünfzig Jahren schrieb, binden mich unzertrennlich an Deutschland. Ich veröffentlichte auch in arabischer, englischer und französischer Sprache, aber zentral bleibt mein

deutschsprachiges Werk. Die ersten Verlage, die meine Arbeit publizierten, waren Suhrkamp und die Europäische Verlagsanstalt / EVA, beide damals in Frankfurt.

In Trauer verfolge ich heute, wie die Buch- und Lesekultur in Deutschland verkommt. Ein Vergleich dazu: Meine 12 Monographien, die u.a. auch bei US-amerikanischen University Presses zwischen 1980 und 2014 erschienen sind, leben noch, sind nach wie vor lieferbar, werden noch gelesen und zitiert. Dazu kommen zahlreiche, vielfach zitierte Fachaufsätze in US-Zeitschriften. Diese Bücher leben noch – im Gegensatz zu meinem in deutscher Sprache verfassten Werk. Meine in deutscher Sprache verfassten und auch für die nächsten Generationen gedachten, grundlegenden Werke über den Islam sind nicht nur vergriffen, sondern auch in Vergessenheit geraten. Dazu gehören die stw-Suhrkamp-Trilogie zur Grundlegung der Islamologie sowie die zwei geschichtlichen Monografien *Der wahre Imam* (1996) und *Kreuzzug und Dihad* (1999). Das ist eine Schande für Deutschland mit seinen sechs bis sieben Millionen Muslimen und einer politischen Kultur der Ignoranz gegenüber dem Islam. Es schmerzt zu sehen, wie die heutigen Deutschen unbequeme Gedanken ausgrenzen. Nach Unterbrechung von knapp einem Jahrzehnt (2009 *Euro-Islam*, bei der WBG) ist mein nächstes, 31., original auf Deutsch geschriebenes Buch *Basler Unbequeme Gedanken* erst 2018 erschienen. Das Deutschland der Linksrünen ist ein Land, in dem es riskant ist, »anders [zu] denken«, so der FAZ-Feuilleton-Artikel vom 20. Mai 2019, in dem auch steht, dass der Kampf der deutschen Kulturmacher darin bestehe, »Selbstbestätigung [darin], auf der politisch korrekten Seite der Guten zu stehen«, zu finden. Was für eine grässliche politische Kultur.

Unter diesen Bedingungen veränderte sich in Deutschland auch die Buchkultur. Ich bin fair und deshalb räume ich ein, dass das beklagte Phänomen nicht nur deutsch, sondern auch international ist. Im *Wall Street Journal* vom 6. August 2010, steht im Artikel *Bye-Bye Bookstores* die traurige Beobachtung: »[...] futurist scenario: [...] books but no bookstores, libraries, but no readers [...] books are rapidly changing their status as products ceding primacy [...] This grieves me.« Im Verhältnis zu meinen Studenten verfolge ich dieses Phänomen.

In meiner Frankfurter Zeit hatte jede Studentenbude ein großes Bücherregal, in dem nicht nur Seminar-Texte standen, sondern auch die Werke von Rousseau, Kant und Hegel. Meine dreißig Bücher in deutscher Sprache sind ein Bestandteil meiner Beziehung zu Deutschland; heute sind

sie in den Regalen deutscher Bibliotheken begraben. Studenten und Professoren gehen damit um wie mit Zeitungsartikeln, getreu dem Prinzip: »Was interessiert mich, was gestern in der Zeitung gestanden hat.« Früher waren die Deutschen anders, gebildeter und zivilisierter. Das ist keine Polemik. Denn ich bin ein Muslim, und im Islam gelten nur solche Völker als zivilisiert, die ein *kitab* / Buch verehren. Wer kein *kitab* hat, ist im Islam unzivilisiert, ein »Ungläubiger«.

Einschränkend möchte ich eine positive Erfahrung mit *ibidem*, dem Verlag, der diese Autobiografie veröffentlicht, anführen. Dieser Verlag schwimmt gegen den Zeitgeist und veröffentlichte seit 2016 meine deutschen Bücher in Neuausgaben. Die Tatsache, dass es hierfür eine Leserschaft in Deutschland gibt, vermittelt mir die Hoffnung, dass nicht alles in diesem Lande verloren gegangen ist. Dennoch gilt dies: Von Studenten und in der Lehre werden meine Bücher in Deutschland nicht mehr verwendet, wohl aber in den USA an Elite-Universitäten. Seit 2009 bin ich Emeritus, wirkte zuvor schon seit Juli 2004 nach der Berufung auf die A.-D.-White-Professur an der Cornell Universität, parallel zu zwei weiteren »appointments« als Senior Fellow in Yale und ebenso prominent als Resnick-Forschungs-Fellow am Center for Advanced Holocaust Studies in Washington DC. Ich lehrte mein letztes Semester vor der Emeritierung in Göttingen und war nicht nur entsetzt über das katastrophal mangelhafte Wissen deutscher Studenten, sondern auch über mangelnde Bereitschaft, Bücher zu lesen. Nicht nur ihre (Un-)Bildung und mangelnde Sprachkompetenz, sondern auch ihr Benehmen (respektlos, bockig und schnoddrig) waren »besorgniserregend« (to say the least). Alle Studenten wollten das Prädikat »sehr gut« (Dutzende Beschwerden über die Noten 2 bis 3 folgten) für ihre schlechten Leistungen. Ich hörte auf zu lehren mit dem Wunsch, nie wieder in meinem Leben mit einem Studenten über Noten zanken zu müssen. Nicht nur meine Frankfurter Studentengeneration war diesen »Studierenden« haushoch überlegen; auch in Göttingen hatte ich bis zur sogenannten »Wende«, der sogenannten Umgestaltung der deutschen Universitäten, und zu meinem Umzug in die USA 2004 hervorragende Studenten – besonders in den 1980er Jahren –, von denen mehr als ein Dutzend bei mir mit voll verdientem »summa« promovierten.

Sieben Jahre nach der Ankunft in Frankfurt 1962 ohne Deutsch-Kenntnisse veröffentlichte ich 1969 mein erstes Buch in deutscher Sprache in Frankfurt. Im April 1973, als 29-Jähriger, hielt ich im alten Auditorium an

der Universität Göttingen, nunmehr zum deutschen Professor aufgestiegen, meine erste Vorlesung in deutscher Sprache, und zwar auf einem Adorno'schen Niveau (vgl. die Druckfassung meiner Göttinger Antrittsvorlesung in meiner Aufsatzsammlung, edition Suhrkamp, Bd. 983). Vor dem Abschied 1973 von Frankfurt als Heimat veröffentlichte ich eben dort, bei dem damals hoch respektierten Suhrkamp-Verlag, meine in deutscher Sprache verfasste Habilitationsschrift *Militär und Sozialismus in der Dritten Welt* in hoher Auflagen (10.000 Exemplare). Meine gleichfalls auf Deutsch verfasste Dissertation erschien zwei Jahre davor ebenfalls in Frankfurt a. M. bei der damals hoch geachteten Europäischen Verlagsanstalt. Das ist ein Teil der deutschen zivilisierten Buchkultur, in der ich dankenswerterweise aufwuchs. Heutige deutsche Studenten holen ihr Wissen aus dem Internet, nicht aus Büchern. In Harvard und Cornell arbeitete ich mit einem anderen Studententyp, mit wissenshungrigen Studenten, die Bücher in der Print-Ausgabe lesen.

Trotz dieser Bilanz meines akademischen Lebens, die man mit dem englischen Ausdruck *success story* umschreiben kann, empfand ich, dass meine große Liebe zu Deutschland nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Ich erlebte Deutschland zwischen 1962 und dem Abschluss dieser Autobiografie 2019, also mehr als ein halbes Jahrzehnt lang, trotz des großartigen deutschen Beitrags zur Aufklärung praktisch als ein Land mit ethnisch-exklusiver Kultur und einer ideologischen Links-Rechts-Polarisierung. Doch räume ich ein: Die Community, in der ich in meinen Frankfurter Jahren von 1963–1973 lebte, war eine Ausnahme, sie bot mir eine Heimat. Dies hat sich nach 1973 in meinem Leben in Deutschland nie wiederholt. Meine Frankfurter Freunde definierten sich mir gegenüber als Menschen, nicht als Deutsche. Trotz dieser positiven Aspekte kann ich nicht darüber schweigen, dass mein in Frankfurt geborener Sohn Fabian in amerikanischer Manier den arabischen Mittelnamen Fuad (bedeutet auf Arabisch »Öffnung des Herzens«) trägt; eben diesen arabischen Namen verheimlichte Fabian vor den anderen Kindern aus Angst, als Ausländer identifiziert zu werden. Er flehte mich als Kind stets an, ihn im Kindergarten nur als Fabian und nicht als Fuad anzusprechen, weil er nicht wie ein Ausländer behandelt werden wollte. Als Kindergärtner in jener Frankfurter Kita – auch für meinen Sohn Fabian Fuad zuständig – arbeitete damals Daniel Cohn-Bendit. Es war also eine linke, keine rechte Kita, und dennoch: Es gibt Bereiche, wo die Linien zwischen links und rechts bei den Deutschen verwischt werden, so etwa bei dem »deutschen Pathos des Absoluten« und

bei der deutschen Neigung zur »Selbstvergötzung«, worin deutsche Linke und Rechte sich kaum voneinander unterscheiden. Rüdiger Safranski zeigte in seinem wunderschönen Buch *Romantik. Eine deutsche Affäre* auf, wie viele Gemeinsamkeiten sich deutsche rechte und linke Romantiker teilen.

Dennoch muss ich die Ausnahme der Studienjahre in Frankfurt einräumen; dort fühlte ich mich heimisch und geborgen. Ein Gefühl, das ich nach 1973 weder in Göttingen noch in einer anderen deutschen Stadt je hatte. Nochmals: Die auf meiner Lebenserfahrung in Deutschland basierende Erkenntnis der Fremdheit ist eine generalisierende Feststellung, die Migranten betrifft; sie ist keine Polemik gegen Deutsche. Angesichts des Fehlens einer zivilisierten *debating culture* in Deutschland versuchte ich diesen Mangel wissenschaftlich außerhalb Deutschlands zu erforschen, weil ich keine Lust hatte, mich als Prügelknabe für deutsche Keulen anzubieten. Ich muss es offen sagen: heutigen deutschen Debatten mangelt es nicht nur an kritischem Denken, sondern auch an Zivilität. Das ist eine Lebenserfahrung, keine Polemik. Ich bin ein höflicher Syrer, aber keine »falsche« Person, ich spreche aus, was ich denke und was sich in meinem Herzen regt. Ich lehne jede Zensur ab. Kritisches Denken (vgl. Überschrift) lernte ich in Deutschland. Dies gilt unter den »neuen Deutschen« (so M. Wolfsohn) als »Panikmacherei« und wird mit »Phobie« gleichgesetzt.

Aus diesem Grund arbeitete ich über Ethnizität in Europa an der Stanford University, nicht in Deutschland. Dort versuchte ich mein Leben in Deutschland als »case« in einem Forschungsprojekt zu verarbeiten. In meinem Kapitel zu dem Buch, das aus diesem Forschungsprojekt hervorging, das Stanford University Press unter dem Titel *Ethnic Europe* 2010 veröffentlichte, versuche ich zu begreifen, warum Deutschland bisher als ethnisch bestimmtes Land keine Heimat der Identifikation – verstanden als *sense of belonging* – werden konnte. Die Folge dieses »*Ethnic Europe*« ist die Ethnisierung des Islam selbst, die sich in Parallelgesellschaften in Europa als gesellschaftliche Realität niederschlägt. Diese Interpretation von mir veröffentlichte auch die britische Fachzeitschrift *Studies in Ethnicities and Nationalism* (SENS-Heft 1/2010) der London School of Economics. Deutsche selbstgefällige Sozialwissenschaftler und ihre dubiose »Integrations-Forschung« haben diese Arbeiten nie zur Kenntnis genommen, also eine Null-Zitierung dieser Forschung aus Stanford und London in deutschen, hochideologischen, mit Millionen finanzierten sozialwissenschaftlichen Organen. Warum dies? Nur aus Provinzialität?

Deutsche Meinungsmacher verbieten das Reden über diese Thematik als »fremdenfeindliche Islamophobie« bzw. als »Rechtspopulismus«. Hierdurch entsteht in der deutschen Wissenschaft eine Art »innere Zensurinstanz« (Adorno). Manche zücken schnell die Keule des Rassismus und der Islamophobie, wenn ein Forscher Tabus bricht und von islamischen Parallelgesellschaften religiös-ethnischer Kollektive spricht. Doch müssen wir Demokraten hierüber reden, eben weil der Djiihadismus in Europa (zweimal 2015 in Paris und nochmals im März 2016 in der EU-Hauptstadt Brüssel) aus diesen ethnisierten Parallelgesellschaften islamischer Minderheiten hervorgetreten ist. Zudem gibt es eine »Islamische Herausforderung« (so der Titel meines 2007 erschienen Buches) für Europa, vor der man nicht politisch-korrekt die Augen verschließen darf. Die benötigte Diskussion über Europas Identität schließt an meinen Frankfurter Lehrer Max Horkheimer an, so wie ich dies in meinem Buch *Europa ohne Identität?* tue. Wenn dies als »Populismus« verfehmt wird, dann ist die einzige Antwort auf diesen Vorwurf: Das ist äußerst dumm, gerade in einer Zeit, in der seit 2015/2016 Millionen Muslime zuströmen, die Parallelgesellschaften bilden, weil sie nicht integriert werden, nicht nur, weil sie es nicht wollen, sondern auch, weil die Aufnahmegesellschaft keinen Rahmen einer inklusiven Identität hierfür bietet. Wer die *Arabischen Clans* von Berlin nicht wahrnimmt – so der Buchtitel des libanesisch-stämmigen Ralph Ghadban mit dem Untertitel *Die unterschätzte Gefahr* (2018) –, der ist für die Kombination von Dummheit und Blindheit zu bedauern.

Gerade im Jahr 2016, nachdem eine millionenstarke islamische Flüchtlingslawine aus aller Welt nach Deutschland kam (1,3 Million Flüchtlinge allein 2015, dazu kommen weitere Millionen im Rahmen der Familienzusammenführung), täten deutsche Politiker und deutsche Medien-Herrscher gut daran, ehrlich und offen über Wege der Integration im Sinne von »*belonging*« zu einem deutsch-europäischen Gemeinwesen nachzudenken, anstatt eine von ihnen vorgeschriebene rhetorische Fremdenliebe zu verordnen und parallel dazu eine Meinungsdictatur zu errichten. Eine Gesellschaft, die Migranten integrieren will und sie nicht in Flüchtlingslagern herunterkommen lässt, muss nicht nur ein Politikkonzept haben, sondern auch eine »Obergrenze« setzen, weil die Kapazitäten nicht grenzenlos sind. Meine deutsche Heimat Frankfurt ist ein Beispiel. Wie kann diese tolle Stadt als Ort der 1848er-Revolution und als Goethe-Stadt ihre Identität bewahren, wenn sie aus türkischen, syrischen, afghanischen und erit-

reischen Parallelgesellschaften (in den USA nennt man sie in der Fachliteratur *gated communities*) bestehen würde? Wer »Populismus« als Vorwurf in diesem Zusammenhang ins Spiel bringt, sollte lieber den Mund zumachen. In der Begrifflichkeit Max Webers (*Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*) sind Parallelgesellschaften heute eine objektive Realität. In meinem Buch von 2002 – *Islamische Zuwanderung und ihre Folgen* – prägte ich für das US-Original *gated communities* den Begriff »Parallelgesellschaften«.

Die Wahrheit ist: Deutsche Politiker und Opinion Leaders ethnisieren die Fremden wohlwollend als »Menschen mit Migrationshintergrund«; sie zwingen sie mit einem »Gutmenschen«-Geist zu einer Erziehung in der Mutterland-Kultur, statt sie zu Citoyens, also zu Mitgliedern des deutschen demokratischen Gemeinwesens, erzieherisch zu fördern. Damit vermitteln sie den Eindruck, dass sie in Wirklichkeit gar keine genuine Integration anstreben wollen. In Wirklichkeit tragen sie trotz ihrer Rhetorik zu »Parallelgesellschaften« bei.

Der Begriff »Mensch mit Migrationshintergrund« ist doch nur ein neuer, verdeckter Begriff für »Ausländer«, also für Menschen, die nicht dazu gehören sollen. Ich bin einer von denen, der gerne als ein Deutscher anerkannt und gleichwertig behandelt, nicht ausgegrenzt werden möchte. Das gelang mir in 58 Jahren in Deutschland nicht. Dennoch wiederhole ich meine große Zuneigung gegenüber Frankfurt. Wir deutschen Ausländer, die die Sprache dieses Landes und seine Kultur, vor allem aber sein Grundgesetz respektieren, wollen nicht mit den Armutsflüchtlings gleichgesetzt werden, die außer dem Wunsch, besser zu leben, nichts mitbringen. Wir sind traurig über die fehlende Anerkennung und die Identifikation – wir Bürger mit »Migrationshintergrund« sind Opfer der deutschen »Selbstvergötzung« und ihres »deutschen kollektiven Narzissmus« (Adorno); sie predigen »Integration« und produzieren *gated communities* als Parallelgesellschaften.

In Frankfurt las ich bei Adorno und Fetscher nicht nur Hegel und Marx sowie Rousseau, sondern machte mich auch mit Max Webers Denken vertraut. Weber unterscheidet zwischen einer Gesinnungsethik des Kulturprotestantismus, die im Gegensatz zur Verantwortungsethik steht. Gesinnungsethiker moralisieren, sind naiv bis zur Lächerlichkeit und haben oft keinen Selbstrespekt. Normale Menschen können keinen Respekt für andere Menschen haben, denen es an Selbstrespekt mangelt. Ich habe oben

das Changieren zwischen Nazi-Geist einerseits und global besorgten Gutmenschen andererseits als Pendeln zwischen den Extremen als deutsche Romantik ausgemacht. In Deutschland, dem Land des »Pathos des Absoluten« (Adorno), herrschen diese Extreme der deutschen Weltanschauung. Das ist eine Zwischenbilanz meiner Lehrjahre in Frankfurt. Dort lernte ich bei Horkheimer den ethischen Imperativ zu einem westlichen Deutschland und parallel »die freie Welt an ihrem eigenen Begriff zu messen, [mich] kritisch zu ihr zu verhalten«. Dieses Zitat, Europa sei »eine Insel der Freiheit in einem Ozean der Gewaltherrschaft« steht bei der Widmung für Horkheimer meines Buches *Europa ohne Identität?* und richtet sich gegen den politischen Islam. Europa der Freiheit zu verteidigen, ist keine Fremdenfeindlichkeit. Ich stehe zu meinem Frankfurter Lehrer Horkheimer.

Ehe ich zum Fazit dieses Kapitels übergehe, möchte ich diesen Abschnitt schwärmerisch und nostalgisch, anhand eines Frankfurter Erlebnis abschließen. Dieses Erlebnis aus dem November 1989 verführt zum Glauben, dass selbst die Diebe von Frankfurt Charme und Werteorientierung haben: Im November 1989 flog ich nach einem arbeitsintensiven Workshop am »Fundamentalism Project« der American Academy of Arts and Sciences, zu dessen Forschungsteam ich gehörte, von Chicago nach Frankfurt zurück. Es geschah nach einem Nachtflug am frühen Morgen am Frankfurter Hauptbahnhof, als ich meinen in Frankfurt wohnenden Sohn Fabian Fuad von einem öffentlichen Telefon aus anrufen wollte. Hierfür stellte ich meinen Boardcase für maximal eine halbe Minute auf den Boden, um Fabians Telefonnummer zu wählen. Als ich fertig gewählt hatte, war der Koffer schon weg. Welch Professionalität der Frankfurter Diebe! Im Boardcase befanden sich Geld und Wertgegenstände im Wert von 10.000 Dollar, die Schlüssel zu meinem Harvard-Büro und auch zu meinem Cambridge-Apartment. Wichtiger als diese Wertsachen waren jedoch die handschriftlichen Notizen von ca. 100 Seiten aus jenem Forschungsprojekt. Dies waren die Ergebnisse der Arbeit des Forschungsteams in Chicago. Nach der Feststellung des Diebstahls drehte ich durch und ging zitternd und mit Tränen in den Augen zur Bahnhofspolizei. Der Frankfurter Polizist sagte scherzend bei einem Vergleich von Frankfurt mit New York: »Haben Sie nicht gemerkt, dass Frankfurt ‚Mainhattan‘ ist?« Ich antwortete, dass ich aus einer weit gefährlicheren Stadt als New York komme, nämlich aus Chicago, und dass mir dort nichts passiert ist, wohl aber in Frankfurt.

Auf die Zusicherung hin, meine Versicherung würde mir doch alles erstatten, erwiderte ich zu dem Polizisten, dass meine Forschungsunterlagen materiell unersetzbar sind. Dann beruhigte er mich mit der Zusicherung, dass die Frankfurter Diebe einen Kodex und eine Werteorientierung hätten; sie würden nur Wertsachen behalten und den Rest zurückgeben. Der Polizist hatte Recht! Wenige Tage nach dem Diebstahl erhielt ich in meinem Göttinger Büro einen Anruf vom Frankfurter Fundbüro mit der Information, dass mein Boardcase abgegeben worden sei. Natürlich waren alle darin enthaltenen Wertsachen entnommen worden, aber die Manuskripte und Notizen waren noch vollständig vorhanden. Ich sprang vor Freude in die Luft. Dieses positive Erlebnis fördert meine Nostalgie über den Charme von Frankfurt am Main; nach meinem Gefühl hat keine andere deutsche Stadt, in der selbst Bahnhofsdiebe einen Kodex besitzen, eine solche Lebensqualität. An jenem Tag war mein Glück unermesslich, ebenso wie die Begeisterung für Frankfurt. Schade, dass die Deutschen nach der Wiedervereinigung mit Berlin die Stadt, die für Hitler und Kaiser Wilhelm steht, und nicht jene Stadt von Goethe und der 1848er-Revolution als Hauptstadt wählten. Frankfurt am Main ist bis heute meine deutsche Heimat, also meine deutsche Hauptstadt; wie auch die alte westliche Bundesrepublik von Konrad Adenauer und Helmut Schmidt, nicht die von Angela Merkel und Co.

Die Zuneigung für Deutschland fußt auf den in diesem Kapitel erläuterten Frankfurter Erinnerungen sowie auf meinem Verhältnis zur wunderbaren deutschen Sprache. Seit meiner Ausgrenzung und besonders seit meiner Rückkehr aus den USA, Ende 2010, ist mein Verhältnis zu Deutschland belastet, ja verstört.

Als 76-Jähriger habe ich heute nicht mehr die Optionen – also »choices« –, die ich vor dreißig Jahren hatte, somit ergebe ich mich dem *qismet* in Deutschland, lebe jedoch als *laudator temporis acti* mit Frankfurt als der schönsten deutschen Erinnerung und wiederhole die im Titel formulierte Liebeserklärung: *Frankfurt, je t'aime*, dann füge ich hinzu: »from the bottom of my heart«. Diese Liebe hilft mir, den in Deutschland dominierenden Zeitgeist zu ertragen.

In diesem Kontext gehört das gleichermaßen von Frank Sinatra und von Louis Armstrong gesungene Lied *They Can't Take That away from Me* zu den Songs, die ich beim Schreiben dieser Autobiografie singe und zitiere. Es geht darin um den Wert von Erinnerungen, für mich die Erin-

nerungen an mein schönes Deutschland der Frankfurter Jahre: »The memory of all that / No, no they can't take that away from me / We may never never meet again, on that bumpy road to love / Still I'll always, always keep the memories of.«

Es war ein schönes, in den Westen eingebundenes Frankfurter Deutschland, das heute 2020 ein anderes Land geworden war, dessen »politische Kultur« ich in der 2019 erschienenen Neuauflage meines Buches *Basler Unbequeme Gedanken* (Kapitel 30, S. 317–339) ehrlich und offen sowie unzensuriert beschreibe. Ich stehe nicht alleine da! Der große deutsche Historiker H. A. Winkler teilt diese Sorge auch, weit autoritativer, als ich es tue. Diesen Worten möchte ich ein Fazit über mich und Frankfurt hinzufügen, in dem ich den Frankfurter Geist der Liberalität gegen den dominierenden deutschen Zeitgeist hervorhebe. Auf Arabisch äußert man einen Wunsch mit den Worten einleitend »*Ya reit!* / Oh, wenn dies wahr wäre!«; ich ergänze: Wenn der freie Geist Frankfurts auch der Deutschlands wäre! Ein Wunschenken?

5. Fazit über Bassam Tibi nach 58 Jahren: Frankfurt! Was für ein Lebensgewinn

Ich kam in der islamischen Tradition des größten islamischen Weltreisenden Ibn Battuta (1304–1378) mit 18 Jahren aus Damaskus nach Frankfurt. Die US-amerikanische Islam-Forscherin Roxanne Euben qualifiziert seine Reisen »to the other shore« als »in search of knowledge« (so bereits im Buchtitel). Ibn Battuta ist in diesem Sinne mein Vorbild: Die Reise zum anderen zivilisatorischen Ufer, also nach Frankfurt, hat sich sehr gelohnt. Meine »search of knowledge« war unermesslich erfolgreich. In Frankfurt vollzog sich in diesem Rahmen die größte Wende meines Lebens. Für mich ist Frankfurt das Europa *en miniature*, das ich im Sinne Max Horkheimers Ausführungen im Vorwort zu seiner zweibändigen Aufsatzsammlung *Kritische Theorie* (1968), mit allem was ich habe, verteidigen würde. Ich lehne Fanons Verteufelung Europas heute ab.

Zwischen meiner Landung am Frankfurter Flughafen am 26. Oktober 1962 und heute 2020, liegen ganze 58 Jahre. Obwohl ich von diesen nur zehn Jahre in Frankfurt lebte, ist meine positive Beziehung zu Deutschland stark von dieser Zeit bestimmt und zwar nicht nur intellektuell – wie in

diesem Kapitel lebensgeschichtlich beschrieben –, sondern auch emotional. Zwei zentrale Mitglieder meiner Familie sind gebürtige Frankfurter, mein Sohn Fabian Fuad und sein Sohn Lucian, mein Enkelkind.

Durch meine beiden jüdischen Lehrer Adorno und Horkheimer fühle ich mich an den liberalen Geist des Frankfurter Judentums, als Vorbild für einen liberalen Islam, gebunden. Diesen Geist pflege ich in der Beziehung zur Frankfurter Villa Merton, in der nicht nur ein Gourmet-Restaurant mit Michelin Stern, sondern auch der Union International Club residiert. Diese Villa hat eine jüdische Geschichte und sie dient heute als »die erste Adresse für den Dialog der Nationen und Kulturen« mit dem Ziel der »Völkerverständigung«. Die jüdische Frankfurter Familie Merton setzt auf »Toleranz« und denkt »liberal und weltoffen« (so in der Broschüre der Villa und ihrer Geschichte). In der Villa Merton feiere ich mit meiner Frau Ulla unsere Geburtstage und Hochzeitstage; auch treffen wir uns hier mit dem Frankfurter Zweig unserer Familie, Fabian und Lucian.

In einer Frankfurter Schule erwarb ich das deutsche Abitur – nach dem französischen Bakkalaureat – und eine Universität mit Goethes Namen, an der ich meine europäische Bildung (»vom Glauben zur kritischen Denken«) genoss und vieles mehr. Die Straße, in der das Hauptgebäude des alten Campus meiner Studienzeit liegt, heißt auch »Merton Straße«. Wie oben steht, ist die Villa Merton heute für mich der Bezug zu Frankfurt und auch – neben dem Hotel InterConti Frankfurt – seit 1984 mein Wohnort bei Aufenthalten in Frankfurt.

Um Missverständnissen aus dem Wege zu gehen, ist es wichtig den Begriff »liberal«, den ich hier im Kontext des Frankfurter Judentums als mein Vorbild verwende, von einer Partei namens FDP frei zu sprechen. Liberal heißt für mich John S. Mill und Karl Popper, nicht FDP-Mitglied zu sein.

Ich schweife ein wenig ab und nenne im Kontext der liberal-jüdischen Frankfurter Familie Merton zwei weitere, denen ich auch verbunden bin. Ich bin stolz darauf Freunde aus diesem Kreis zu haben, die mir sehr viel bedeuten. Die erste jüdische Familie ist aus Berlin: Bendix. Mit dem Soziologen Reinhard Bendix, der auch mein Mentor in Berkeley war, verband mich eine innere Freundschaft (vgl. Kapitel 12). Er schrieb die Geschichte seiner Familie unter dem Titel *Von Berlin nach Berkeley. Deutsch-jüdische Identitäten* (1985). Die andere Familie desselben Ranges liberalen Judentums, ist die Familie meines ebenso inneren Freundes,

Michael Wolffsohn. Seine Geschichte trägt den Buchtitel *Deutsch-jüdische Glückskinder. Eine Weltgeschichte meiner Familie* (2017). Alle drei Familien, die zur Ehre Deutschlands gehören, waren Opfer der Nazi-Verbrecher, deren Taten alles andere als ein »Vogelschiss in der deutschen Geschichte« (so AfD Gauland) waren, sie waren das aller größte Verbrechen der Weltgeschichte. Es ist eine große Ehre, dass Michael Wolffsohn das Geleitwort zu dieser Autobiografie schrieb.

Die Nazis haben die Integration der Juden als einen Bestandteil Deutschlands zerstört, und für die Integration von uns Muslimen liegt hier eine Lebensgeschichte vor. Aber wie Adorno und Horkheimer, so auch die Mertons und die Wolffsohns: sie kamen zurück und blieben kritisch-loyal. Für mich sind diese drei deutsch-jüdischen Familien ein Vorbild. Hierfür stehen meine Freundschaft mit Michael Wolffsohn und meine Verbindung zur Villa Merton als eine Säule.

»Die Entrechtung und Demütigung der Juden in Deutschland, die auch vor den Mertons nicht Halt machte«, ist ein Alarmzettel, den ich in Deutschland in meinem Herzen trage. Auch ich habe laut manchen Deutschen »biologische Unzulänglichkeiten« (dies schrieb Merton ironisch über sich) und kämpfe gegen diesen Rassismus, auch wenn er von islamistischen Muslimen kommt.

In Frankfurt lernte ich nicht nur die drei Kritiken von Kant und die kritische Theorie der Frankfurter Schule, sondern auch das positive Erbe der islamischen Zivilisation – den *falsofa* – Rationalismus von Ibn Sina und Ibn Ruschd kennen. Ich führte in diesem Kontext den Einfluss und die Vermittlerrolle Ernst Blochs gleich zu Beginn dieses Kapitels an. Somit entstand die kulturelle Hybridität meines Lebens, also die Verbindung deutsch-europäisch mit arabisch-islamisch, in Frankfurt. Der jüdische Einfluss meiner Frankfurter säkular-aufklärerischen Lehrer Adorno und Horkheimer auf mein Denken (auch mein im weiten Sinne Mentor Bloch), bildet den Hintergrund für zwei zentrale Erkenntnisse in meiner Lebensgeschichte: erstens, Religion anerkennen, aber als »Spiritualismus [...] als Umgang des ältesten Traumes [...] als Erster des aufrechten Gangs [...] zum Paradies« (so Bloch in seinem Münzer-Buch).; zweitens, Religionspluralismus, d.h. alle Religionen haben den gleichen Rang, keine (z.B. der Islam) darf die Überlegenheit über andere beanspruchen. Mit diesem Frankfurter Geist wirkte ich am Trialog des Holocaust Museum in Washington D.C. 2007–2010 mit.

Aus diesem Trialog ging 2012 das Buch *Encountering the Stranger*, mit meinem Kapitel *The need for rathinking Islamic tradition in the pursuit of religious pluralism* (s. 64–75), hervor. Ohne meine Lernprozesse in Frankfurt wäre dieses reform-islamische Vordenken unmöglich gewesen. Deshalb ist es eine besondere Freude, dass ich am 21. November 2019 gerade am Campus der Goethe-Universität zu Frankfurt mit dem »Vordenker 2019-Preis« ausgezeichnet wurde. Auf der Preisverleihungsfeier flossen mir die Tränen, als der mich in seinem Impulsreferat ehrende Prof. Thomas Schirmmacher sagte, es sei »eine Schande für Deutschland«, wie man mich behandle. Am folgenden Tag stand im FAZ-Bericht *Bassam Tibi ist Vordenker* das Schirmmacher-Zitat: »Deutschland grenzt mit Tibi einen seiner großen Vordenker aus«.

Die Laudatio hielt auf dieser Feier Michael Wolffsohn, der laut Rede-Manuskript (im Internet zu finden unter https://www.wolffsohn.de/cms/images/Snippets_pdf/bassam-tibi-laudatio.pdf) dies sagte:

»Bassam Tibi hält uns den Spiegel vor [...]. Dass ein [...] deutsch-muslimischer Staatsbürger syrischer Herkunft sich nicht wirklich von der Mehrheitsgesellschaft angenommen fühlt, sollte selbstkritisches Nachdenken [...] auslösen.«

Ich fasse dieses Kapitel zusammen und ergänze dieses Fazit mit einer weiteren, sehr schwärmerischen Liebeserklärung für Frankfurt, also für die Stadt, die mir – ich räume dies ein – noch mehr als meine geliebte Heimatstadt Damaskus, gegeben hat. In Frankfurt habe ich doppeltes geleistet: Erstens, Kant gelesen und von ihm dies gelernt: »Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner verschuldeten Unmündigkeit« (aus *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*). Und zweitens habe ich in Frankfurt gelernt, dass wir aufgeklärte Muslime den Europäern in nichts nachstehen. Denn kein geringerer als Ernst Bloch bescheinigte uns in seinem Buch *Avicenna und die Aristotelische Linke* (Suhrkamp 1963), dass unsere »morgenländischen Denker« Vernunftsdanken einleiteten, indem sie »das griechische Licht zugleich gerettet und verwandelt« haben (S. 9). In dem mir von Ernst Bloch mit Widmung geschenkten Exemplar steht weiter, dass der islamische Rationalismus des Mittelalters »als Merkpunkt mittelalterlich beginnender Aufklärung« gelte. Bloch nimmt diese islamische Aufklärung in Schutz sowohl gegen die »reaktionäre« (so auf S. 30) deutsche Islamwissenschaft, die islamische »Aufklärer herabsetzen will« (S. 29), als auch gegen die islamische »Mufti-Welt« der Orthodoxie, die

»Avicenna und Averroës verfluchte und beide so *in effigie*, nämlich in ihren Werken, verbannt hat«. Mit dieser Erleuchtung habe ich nicht nur unsere arabisch-islamische Aufklärung in Frankfurt entdeckt, sondern auch die uns von den Europäern zugefügten, rassistischen Minderwertigkeitskomplexe, wir hätten keine Aufklärung mit dem implizierten Attribut, wir seien unterlegen. Danke Frankfurt!

Mit diesem Frankfurter Hintergrund nahm ich Jahre danach, auf Anregung meines akademischen Lehrers und früheren Doktorvaters in Frankfurt, Iring Fetscher, meine Beschäftigung mit dieser islamischen Vernunftphilosophie auf und verfasste Band 2 seines *Piper Handbuch der politischen Ideen* über das Mittelalter mit. In meinen Harvard-Jahren 1985 bis 1995 (vgl. Kapitel 15) fertigte ich unter der Anleitung des Harvard Professors für islamische Philosophie Muhsin Mahdi eine umfangreiche Ideengeschichte des Islam an, die 1996 unter dem Titel *Der wahre Imam* bei Piper erschien und bis 2001 durch viele Auflagen und Lizenz-Ausgaben (u.a. bei WBG und bei Büchergilde Gutenberg) – jedoch »deutsch« ohne diskursive Diskussion – eine große Verbreitung genoss. Ohne Frankfurt wäre dieses Hauptwerk nicht entstanden. Dies alles nährt meine Frankfurter Nostalgie und meine große Liebe zu Frankfurt.

Meine umseitig stehenden Antworten auf die Fragen eines durch Marcel Proust berühmt gewordenen und von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* übernommenen Fragebogens erschienen am 4. August 1995 im *FAZ*-Magazin. Damals war ich ein regelmäßiger Gastautor der *FAZ* und wurde von der Redaktion gebeten, diese Fragen zu beantworten. Heute, mehr als ein Vierteljahrhundert nach jener *FAZ*-Veröffentlichung, stehe ich nach wie vor zu allen diesen Antworten, die auch für den Inhalt meiner Autobiografie relevant sind.

fragebogen

Bassam Tibi Politologe

Frankfurter Allgemeine Magazin

31. Woche 4. August 1995 Heft 805

Fragebogen: Bassam Tibi

- Was ist für Sie das größte Unglück? Wenn ich keine Bücher mehr schreiben kann.
- Wo möchten Sie leben? Wo ich keiner Zensur unterliege, sei es bedingt durch Diktatur oder „political correctness“.
- Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück? Wenn ich mich richtig verstanden fühle.
- Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten? Keine, meine Fehler entschuldige ich am wenigsten!
- Ihre liebsten Romanhelden? Dr. Schiwago und Fitzgeralds Great Gatsby.
- Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte? Saladin (Salahaddin ibn Aiyub/al-Ayyubi).
- Ihre Liebesheldinnen in der Wirklichkeit? Meine eigene Frau Ulla und meine Mutter.
- Ihre Liebesheldinnen in der Dichtung? Das Mädchen in Marguerite Duras' „Der Liebhaber“.
- Ihre Lieblingsmaler? J. Friedlaender.
- Ihr Lieblingskomponist? Mozart.
- Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten? Sensibilität und intellektuelle Offenheit.
- Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten? Fürsorglichkeit und Wärme, Einfühlung.
- Ihre Liebhestugend? Mut, intellektuelle Redlichkeit und Zivilcourage.
- Ihre Lieblingsbeschäftigung? Schreiben und Nachdenken.
- Wer oder was hätten Sie sein mögen? Ein neuzeitlicher Averroes (Ibn Ruschd).
- Ihr Hauptcharakterzug? Ungeduld und hohe Leidenschaftlichkeit.
- Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten? Treue im Sinne des englischen „commitment“.
- Ihr größter Fehler? Meine Emotionalität und Verletzlichkeit.
- Ihr Traum vom Glück? Eine Harmonie zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen.
- Was wäre für Sie das größte Unglück? Ein Krieg der Zivilisationen.
- Was möchten Sie sein? Weiterhin Schriftsteller.
- Ihre Lieblingsfarbe? Grün.
- Ihre Lieblingsblume? Freilandrosen.
- Ihr Lieblingsvogel? Ich mag besonders bunte Vögel.
- Ihr Lieblingschriftsteller? Norbert Elias.
- Ihr Lieblingslyriker? Heinrich Heine und der Libanese Adonis.
- Ihre Helden in der Wirklichkeit? Ich habe Schwierigkeiten, Helden in dieser Gegenwart zu finden.
- Ihre Heldinnen in der Geschichte? Aischa, Frau des Propheten Mohammed.
- Ihre Lieblingsnamen? Desirée, Fuad und Claudia.
- Was verabscheuen Sie am meisten? Intellektuelle Heuchelei und Gesinnungsethik.
- Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten? Hitler und Sultan Abdulhamid.
- Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten? Die Napoleonischen Kriege.
- Welche Reform bewundern Sie am meisten? Religionsreformen im Christentum.
- Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen? Zurückhaltend zu sein, was ich nicht bin.
- Wie möchten Sie sterben? Schnell, beim Flugzeugabsturz oder durch Herzversagen.
- Ihre gegenwärtige Geistesverfassung? Rebellisch.
- Ihr Motto? Weitermachen, auch wenn die Bedrohungen andauern.

Bassam Tibi im *ibidem*-Verlag:

Europa ohne Identität?

Europäisierung oder Islamisierung

ISBN 978-3-8382-1001-8

Islamische Zuwanderung und ihre Folgen

Der neue Antisemitismus, Sicherheit und die »neuen Deutschen«

ISBN 978-3-8382-1003-2 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-8382-1083-4 (Hardcover)

Islamische Geschichte und deutsche Islamwissenschaft

Islamologie und die Orientalismus-Debatte

ISBN 978-3-8382-1053-7 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-8382-1093-3 (Hardcover)

Basler Unbequeme Gedanken

Über illegale Zuwanderung, Islamisierung und Unterdrückung der Redefreiheit

Originalausgabe 2018:

ISBN 978-3-8382-1253-1 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-8382-1293-7 (Hardcover)

Neuausgabe 2020:

ISBN 978-3-8382-1363-7 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-8382-1373-6 (Hardcover)

Euro-Islam statt Islamismus

Ein Integrationskonzept

ISBN 978-3-8382-1403-0

Alle Titel auch als E-Book erhältlich!

